

Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung
und zur Unterhaltung

für

Halle und Umgegend.

Herausgegeben

von

J. Hasemann und Fr. Körner.

1848.

Januar.

Halle,

Druck und Verlag von Gd. Seynemann.

Handgrün

Handgrün

Handgrün

Handgrün

Handgrün

Handgrün

Handgrün

Handgrün



Vorwort.

Wenn ein neues Blatt in die Reihe der alten tritt, so fragt man billig, woher es komme und wohin es wolle. Die Quelle ist das durch die Deffentlichkeit der Stadtverordnetensitzungen und durch andere Ereignisse neu belebte Gemeindeleben, welches auch den ländlichen Bewohnern seine frischen Pulschläge mitzutheilen nicht verfehlen wird, und das Ziel ist wiederum nichts Anderes als die Aufgabe, den mannigfaltigen Stimmen dieses neuen Lebens einen neuen Sammelplatz zu geben, wo Jeder, der ein Träger und Jünger ist dieses Geistes, frei und öffentlich reden darf. Zwar könnte es scheinen, als sei eben durch den freien Zutritt zu den Sitzungen der Gemeindevertreter, durch das freie Mitsprechen in den Bürgerversammlungen, durch die Mündlichkeit von Gerichtsverhandlungen und durch andere Einrichtungen der jüngsten Zeit das Schreiben und das Lesen von Zeitungen und Büchern entbehrlicher gemacht. Allein dagegen ist im Allgemeinen einzuwenden, daß flüchtig gesprochene oder gehörte Worte auch zur ruhigen Ueberlegung für das Auge Stand halten, d. h. geschrieben und gedruckt sein wollen, und im Besonderen, daß aus verschiedenen Gründen die Sitzungen der Stadtverordneten, wenigstens in unserer Stadt, vom Publikum nicht zahlreich besucht sind. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß so Manchen, die nicht öffentlich reden können oder wollen, und das oft recht ehrenwerthen Männern, eine Gelegenheit gegeben werden muß, die Feder für sich sprechen zu lassen. — Unser Blatt soll nicht bloß für Bürger, sondern auch von Bürgern geschrieben werden.

„Aber — so ruft man uns Hallensfern zu — Ihr habt ja zwei, drei, vier Blätter, in welchen Ihr nach Herzenslust

Bürgerblatt 1848.

schreiben und lesen könnt! Wenn einer von Euch Was auf dem Herzen hat, so mag er's doch an den Courier, an das Wochenblatt, an das Echo u. s. w. einsenden." Ja das kann er; aber in den meisten Fällen nicht mit Herzenslust. Der Courier ist eine politische Zeitung, welche die Tagesneuigkeiten bespricht, deren Worte gleich flüchtigen Vögeln an uns vorüberziehen; welche die Besprechung von Gemeindeangelegenheiten für unsere Stadt und Umgegend nur als Nebensache behandelt; und welche dem Einsender — eine Quittung in das Haus schickt. — Das Echo ist ein naumburger Blatt und also nicht auf dem heimischen Boden erwachsen.

Unser patriotisches Wochenblatt müßte zwar, wenigstens für Halle, ein anderes Bürgerblatt überflüssig machen, indem es ursprünglich dem Zwecke bestimmt war, den wir, wenn auch in größerem Kreise, verfolgen. Wir wollen ihm weder das patriotische Herz, welches namentlich so reichlich für die Armenkasse sorgt, absprechen, noch die Erfüllung dieser schönen Pflicht für die Zukunft wehren. Allein erstlich würde durch viele und längere Aufsätze, falls dieselben unentgeltlich gedruckt werden, die Einnahme vermindert; zweitens muß der Einsender wol in den meisten Fällen Zeile für Zeile mit seinem Gelde bezahlen, so daß ihm die Seite mindestens einen Thaler zu stehen kommt; drittens sind der Redaktion durch doppelte und dreifache Rücksichten und Pflichten die Hände gebunden, indem das Blatt Eigenthum der Behörde, Pflegekind einer Kommission und Schülerin der Zensur ist; viertens will man bemerkt haben, daß die erzählenden Aufsätze aus der Feder der neuen Redaktion einen etwas einseitigen geschichtlichen Charakter tragen, indem sie auffallend viele Artikel geliefert habe, welche gegen das Franzosenthum, das wir doch nicht mehr zu fürchten und zu hassen brauchen, gerichtet sind. Indessen suum cuique, d. h. Jedem das Seine, ist preussischer Wahlspruch, und eigenthümliche Ansichten müssen frei sein.

Es folgt hieraus, daß wir mit den genannten und mit andern Blättern in gar keine feindselige Mitbewerbung treten, weil wir nur eine Lücke ausfüllen wollen, welche sie uns freiwillig offen gelassen haben; ja wir haben unseren Handschuh nicht ausgezogen, um ihnen denselben als einen Fehdehandschuh

hinzuwerfen, sondern um ihnen die Hand zum Danke zu reichen und dann — die leer gelassenen Blätter zu beschreiben.

Nachdem in Halle schon seit Jahren der Wunsch ausgesprochen worden ist, es möge entweder das Wochenblatt einen freieren und weiteren Spielraum den Stimmen für das öffentliche Leben und die Belehrung gewähren oder eine neue Zeitschrift gegründet werden, nahm die Bürgerversammlung am 6. December 1847 die Angelegenheit mit großem Interesse wieder auf, billigte den versprochenen Inhalt der Monatschrift, und wählte sofort eine Kommission aus Männern verschiedenen Berufs. Diese Kommission, eine Vereinigung mannigfacher Kräfte, welche nach bestimmten Perioden zu einem Drittheil sich ergänzt, hat im Allgemeinen die Aufgabe, die Sache des Blattes zu heben und zu stützen, indem ihre Glieder gleichsam die Wurzeln sind, welche die Monatschrift in den Boden der öffentlichen Meinung schlägt und welche der Redaktion die Wünsche des allgemeinen Bewußtseins zugänglicher machen. Im Besonderen tritt sie rathend und helfend auf, wenn die Redaktion über Artikel, von welchen öffentliche und persönliche Verhältnisse unserer Stadt berührt werden, Zweifel und Bedenken hegt. Wir hoffen, daß dieser Verein patriotischer Männer für die Redaktion in keiner Weise ein Hemmschuh sein, sondern vielmehr ein Gradmesser für die öffentliche Stimmung bleiben werde. — Möge auch an anderen Orten die Theilnahme für unser Blatt auf gleiche oder ähnliche Weise sich kund geben!

Wenn wir nun Gemeindeangelegenheiten, Beschlüsse der Behörden, Mängel des Bestehenden besprechen werden, so soll das zwar mit jenem Freimuth geschehen, welcher die Person nicht ansieht und Niemanden für untrüglich hält, aber auch ohne die Oppositionsucht, welche nur von dem bitteren Brode des Widerspruchs ihr blaßes Leben fristet; und sollte etwa irgend eine amtliche Körperschaft, noch nicht gewöhnt an die scharfe Luft der Oeffentlichkeit, sich verletzt glauben durch das Urtheil des Blattes, welches seiner Seite das Eine oder das Andere auch zu verstehen glaubt, so werden wir durch dasselbe freie Urtheil dem nichtamtlichen Philistertume gegenüber den Beweis liefern, daß es uns um die Sache zu thun ist, und daß wir uns einestheils auf demselben Wege mit den Behörden

wandelnd wissen, andertheils uns von vornherein durchaus nicht auf den Boden des Widerspruches stellen. Wir haben zwar ein gutes Vertrauen zu der Einsicht und dem Willen der öffentlichen Gewalten; allein dieses Vertrauen setzt nicht voraus, daß deshalb jedwedes andere Urtheil über öffentliche Zustände unnütz, jedes Blatt, welches diesen gewidmet ist, überflüssig sei. Denn hundert Augen sehen mehr als funfzig. Und sollen nicht für die Gemeindeverwaltung fortgehend Männer herangebildet werden, welche in dem Blicke auf das Allgemeine geübt, mit Kenntniß und Gewandtheit auftreten? Das Sprüchwort aber von den vielen Köchen, welche den Brei verderben, ist auf uns gar nicht anwendbar, indem einestheils das Blatt auf einem bestimmten, einheitlichen Bewußtsein steht, anderentheils seine Worte keine amtliche Geltung haben.

Vorüber sind die schönen Tage von Krähwinkel, wo eine alte Jopf-Perücke mit einem Schwager und einem Schwiegersohne hinter dem grünen Tische vorschrieb, wie ein Jeder zu denken habe. Der Städter wie der Landmann fühlt sich als Staatsbürger, als ein lebendiges Glied an dem großen Leibe; er fühlt sich als ein starker Fuß, aber nicht als die seufzende Sohle, auf welcher der Körper einhergeht. Wir wissen recht wol, daß dieses Bewußtsein namentlich den Ungebildeten zu spießbürgerlichem, selbstfüchtigem Troke verhärtet; aber eben diese Art soll ja in die Zucht jenes bildenden Bewußtseins genommen werden, welches das Einzelne zu dem Ganzen in das rechte Verhältniß zu setzen sich bestrebt.

Wenn wir Beispiele von Dem geben sollen, was wir hauptsächlich in das Bereich unseres Blattes zu ziehen gedenken, so weisen wir hin auf die Verwaltung der Kommunaleinnahmen, die Besteuerung, die Innungen, die Sparkassen, das Armenwesen, die Schulen, die Sitzungen der Stadtverordneten, die Bürgerversammlungen und Anderes, und zwar vorzugsweise an den Orten, welche lesend und schreibend an dem Bürgerblatte sich betheiligen. Es sollen indeß auch aus dem Gemeinleben größerer Städte, namentlich unseres Landes, die wichtigsten Ereignisse, Beschlüsse u. s. w. mitgetheilt werden, und wollen wir zu diesem Zwecke die Bürgerzeitungen aus Berlin, Magdeburg und anderen Orten benutzen.

Ist bereits durch diese Rücksicht das engere Gebiet der Gemeindeinteressen von Halle und der umliegenden Gegend überschritten, so wollen wir auch insofern in weitere Kreise hinausgreifen, als wir Erzählungen und Belehrungen über gemeinnützige Dinge nicht ausschließen werden. Wir denken, daß es für unsere Leser von Interesse sein wird, wenn ihnen z. B. merkwürdige Begebenheiten der Vergangenheit, namentlich auf dem heimathlichen Boden, vorgeführt oder wenn zwischen den Zuständen von Einst und Jetzt überraschende Vergleichen gemacht werden. Hierher gehören auch eigenthümliche Unglücksfälle, deren mancher sich schon in unserer Stadt ereignet hat, ohne daß ein hiesiges Blatt davon sprach und die oft so nothwendige Berichtigung falscher Gerüchte brachte. Wir meinen ferner den Dank vieler zu verdienen, wenn wir für Mittheilungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Heilkunde, neuer Erfindungen u. s. w. sorgen. Es wird, um in einem Beispiel zu reden, mehr und mehr von Chemie geredet und mehr und mehr nothwendig, daß man etwas davon verstehe; aber wie Viele haben eine nur einigermaßen klare Vorstellung von dieser Wissenschaft? Um eine solche zu fördern, bedarf es wahrlich keines dickleibigen Buches; eine kurze Zusammenstellung reicht für diese Zwecke vollkommen hin. Zwischen der Zubereitung des Salzes und dem Recepte für Wanzentod oder der Glasthräne liegen so viele höchst interessante Thatsachen, daß es an Stoff für den Laien nicht fehlen kann. Dasselbe läßt sich von der Nationalökonomie oder Volkswirtschaft sagen, deren gesunde Lehren im lebendigen Zusammenhange zu wissen jetzt, wo die Politik fast ganz in die Interessen des Handels und der Steuern aufgegangen ist, so sehr noth thut. Mancher Gewerbsmann kennt sein Fach ganz genau, aber das Sinecuregreifen der verschiedenen Gewerbe, das Wesen des Geldumsatzes im Großen u. s. w. sind ihm böhmische Dörfer.

Die Grenzen zwischen dem Belehrenden und Unterhaltenden sind einestheils nicht scharf zu ziehen, und anderentheils muß die Erholung mit der Anstrengung, die Ruhe mit der Arbeit des Geistes wechseln. Auch dürfen wir unsere lieben Frauen nicht vergessen, welche ja noch nicht bis zu dem Amte eines Stadtverordneten emancipirt sind. Aus diesen Gründen

werden Mittheilungen über die Mode, Gedichte, Anekdoten, Räthsel u. s. w. den monatlichen Reigen der fünfzig Blätter schließen. Wenn aber die Redaktion in diesem Fache nicht lauter neue Sachen bringt, sondern auch Altes, welches manchen Lesern bereits bekannt ist, so sagt sie doch vielleicht andern etwas Neues oder ruft wenigstens das Vergessene in das Gedächtniß zurück. Eine Wiszfabrik soll und kann unser Blatt nicht sein.

So wäre denn mit diesem Hefte der Vorwärts vom Stapel gelaufen!

Der Kompaß ist gerichtet,
Die Anker sind gelichtet,
Die Segel sind gespannt,
Das Schifflein ist bemannt.

Wenn wir nicht thöricht sind,
Zu machen selbst den Wind,
Wird haben seine Fahrt
Recht guten Wind und Art.

So lauf denn, Schifflein, laufe,
Nimm hin die gute Taufe
Vom ersten Januar
In diesem neuen Jahr!

Halle am 1. Januar 1848.

Hasemann.

I.

Für das Gemeindeleben.

Die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-sitzungen.

Will man ein praktisches Beispiel von dem Gegensatze zwischen Finsterniß und Licht haben, so ist es der Gegensatz zwischen der heimlichen Verwaltung der Staaten und der Kommunen, wobei den Unterthanen oder Gehorchenden nur einige beliebige zusammengeschrumpfte Brocken hingeworfen werden,

und zwischen der Oeffentlichkeit dieser Angelegenheiten, welche das Räderwerk der Verwaltungsmaschine allen Augen offen darlegt, und auch den Nichtbeamten als ein Glied in das ganze Getriebe einfügt. Diesem Geiste verdanken wir es, daß unser Vaterland in der jüngstvergangenen kurzen Zeit Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen, des Gerichtsverfahrens, der Stadtverordnetenitzungen errungen hat; diesem Geiste verdanken wir es, daß jedes im weißen Saale zu Berlin gesprochene Wort an allen Grenzen des Landes ein hallend Echo findet, daß die Bewegung der Gemüther aus jenem Raume seine Bogen in die Gemüther des ganzen Volkes trägt, daß die aufgedeckte Unschuld eines Angeklagten ein tausendfacher Harnisch gegen die Ungerechtigkeit wird. Und sollte noch so Manches hinter verschlossenen Thüren geschehen, so wird das siegende Licht der Oeffentlichkeit auch diese Thüren sammt ihren Schließern öffnen; denn sein Strahl ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt.

Wir verkennen nicht, daß Fälle eintreten können, wo die Oeffentlichkeit einer Berathung oder eines Beschlusses dem gemeinen Wesen verderblich ist und zum Verrathe werden kann; wo es gilt, einem Feinde gegenüber die Waffe der Ueberraschung in die Hand zu nehmen; aber wenn die Männer der Verwaltung und des Gerichtes Männer des öffentlichen Vertrauens sind, wenn sie die Stimmung des Volkes vertreten, weil sie aus ihm hervorgegangen sind, so ist eben ihr Wille des Volkes Wille, ihr Geschick das Geschick des Vaterlandes. Es darf zwar nicht geleugnet werden, daß durch die Oeffentlichkeit die süße patriarchalische Ruhe ein Ende hat, und die Leidenschaften des Parteigeistes von der Tribüne der ehrwürdigen Väter und der geweihten Kanzel der schweigenden Kirche auf die Bierbänke der Wirthshäuser herabsteigen und oft den parlamentarischen Kampf des Wortes in den wilden Kampf der Fäuste verwandeln; allein die deutsche Nation hat wahrlich lange genug den Beweis geliefert, daß in ihren Adern nicht jenes wilde Blut der Gießbäche strömt, welches in schäumendem Tosen die festen Brücken der besonnenen Vermittlung hinwegschwemmt. Wenn es, etwa mit Ausnahme des englischen, ein Volk unter der Sonne gibt, dessen Bildung und ernster Sinn eine Bürgschaft für den besonnenen Fortschritt leistet, so ist es das deutsche.

Ja das deutsche Volk hat lange genug gedient und gefreit um seine liebe Braut, um die schöne Rahel des öffentlichen Lebens. Und wahrlich, der deutsche Michel ist kein hinterlistiger Jacob, dem wieder mit Hinterlist gelohnt werden müßte!

Vergegenwärtigen wir uns alle die Uebel; welche Jahrhunderte lang das Erbtheil der grünen Tische, der verschlossenen Büreaus, der heimlichen Behmgerichte gewesen sind, als: schleichendes Mißtrauen gegen die Behörden, ein Heer falscher Gerüchte, ein eben so starkes Heer von Berichtigungen, Mangel an Gelegenheit zur Bildung taktvoller und gewandter Beamten u. s. w., so liegen die nächsten wohlthätigen Folgen unverkennbar auf der Hand, obgleich andere Wirkungen für besondere Zustände des Lebens noch gar nicht zu berechnen sind, selbst wenn wir die Geschichte des stammverwandten englischen Volkes fragen, welches in dieser Luft schon seit Jahrhunderten geathmet hat.

Wenn man auf die Quellen der jetzt endlich erlangten größeren Deffentlichkeit in unserem Lande zurückgehen will, so liegen sie eben in den angegebenen Mängeln, und wenn man einige derselben nehmen wollte etwa den persönlichen Willen Einzelner oder das drängende Beispiel anderer deutscher Staaten, so würde der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung durchaus falsch, d. h. ganz einseitig aufgefaßt sein; denn die ganze geistige Bildung, das Gesamtbewußtsein des Volkes, welches in den trefflichen Schulen Nahrung erhalten hat, ist der Inhalt, welcher sich diese Form geschaffen hat. — Daß Preußen durch die Geseze aus den Jahren 1846 und 1847 den alten engen Beamtenrock abgeworfen und den einzelnen Unterthanen als wirklichen Staatsbürger anerkannt hat, der sich redend und hörend an dem öffentlichen Leben als an dem eigenen theilhaftig, ist ein neuer Schritt, welcher unser Vaterland den konstitutionellen Staaten Deutschlands näher gebracht, die Interessen aller Deutschen mehr gleich und somit die Nation einiger und stärker gemacht hat.

Wir können zwar hier nicht alle einzelnen Fäden nachweisen, durch welche die Deffentlichkeit der Stadtverordneten-sitzungen mit dem Gesamtfortschritte zusammenhangen, welchen wir in der letzten Zeit gemacht haben; aber eine Hindeutung

darauf war um so nöthiger, als die Urtheile über den Werth, die Folgen, die näheren Verhältnisse dieser Einrichtung eben deshalb noch oft so unreif sind, weil sie sich an örtliche und andere Einzelheiten anklammern. Die Erfahrungen, welche wir auf diesem Gebiete gemacht haben, sind noch zu neu, zu unvollständig, zu unreif, zu wenig unter einander verglichen, als daß die Akten eines allgemeinen Urtheiles schon geschlossen werden könnten. Weder die Behörden noch die Stadtverordneten können sich bereits nach dem neuen Reglement mit sicherem Takte einexercirt haben, und alles Neue trägt den Charakter der Experimente, aus welchen erst später gewisse Gesetze hervorgehen.

Als unzweifelhaft gute Wirkungen können wir folgende hinstellen. Die Gemeindevertreter haben einen Grund mehr unparteiischer und sorgfältiger alle Sachen zu prüfen; die gemüthlichen und persönlichen Rücksichten, welche bei verschlossenen Thüren wol nicht fehlen dürften, müssen mehr den Forderungen des Rechtes weichen; die Leute haben einen Sporn mehr, ihren parlamentarischen Takt und die Kunst der Rede für öffentliche Verhandlungen auszubilden; es ist eine Pflanzschule für die Landtage geschaffen; dies Alles gilt mehr oder weniger für die Magistratsmitglieder; die Bürger lernen die Gewandtheit, den Freimuth, die Erfahrung, die Kenntniß derer kennen, die von ihnen gewählt sind, während sie ohne die Oeffentlichkeit in vielen Fällen gar keinen Maaßstab für diese Tugenden oder die entgegenstehenden Untugenden haben; das Publikum lernt den Wortreichen von dem Gedankenreichen, den Râsonneur von dem gediegenen Charakter leichter unterscheiden; der Hörer eignet sich die Formen der Verhandlungen an und prägt sich das Gehörte und Gesehene tiefer und lebendiger ein als die kurzen, bruchstückartigen Protokollauszüge.

Man hat gefragt, ob nicht wie jedes Licht seinen Schatten, so auch diese Einrichtungen ihre verderblichen Seiten haben. Dem ersten Blicke stellen sich, wenigstens als mögliche Folgen, hauptsächlich zwei Uebelstände heraus, deren einer darin liegt, daß der eine oder der andere Redner sich mehr als nothwendig ist, in seinen Worten gefallen möchte, so daß der Worte mehr, der Thaten weniger würden. Die andere Schattenseite

ist merkwürdiger Weise die Umkehrung oder das Gegentheil der ersteren, aber deswegen nichts weniger als eine Lichtseite. Es ist nämlich recht wol denkbar, daß Einige von den Vertretern nicht den Muth haben, öffentlich zu reden, weil sie fürchten, daß ihre Worte schlechter seien, als ihre Gedanken. Sollte dies ferner ein Grund sein, daß mancher kenntnißreiche und gesinnungstüchtige Mann nicht zu dem Amte eines Abgeordneten gelangte, so müßten wir den Grund wie die Folge aufrichtig beklagen. Wir müssen die Möglichkeit dieser Thatsachen und vielleicht noch mehr zugeben, aber auf jeden Fall werden die nachtheiligen Folgen von den segensreichen weit aufgewogen. — Vielleicht sind es diese und andere Erwägungen gewesen, wodurch einige Städte, namentlich in Schlesien, bewogen worden sind, die Oeffentlichkeit abzulehnen; denn die Scheu vor der öffentlichen Wahrheit kann unmöglich zum Grunde liegen. Vielleicht haben wir auch in Halle Gegner dieser Oeffentlichkeit; sie würden unserem Blatte den größten Dienst leisten, wenn sie in demselben ihre Gründe aussprechen wollten.

Wenn wir uns nun im Allgemeinen ein Urtheil über die mehrerwähnte Oeffentlichkeit gebildet haben, so liegt es nahe, im besonderen auf das Beispiel unserer Stadt hinzuweisen, und kurz die Erfahrungen zu nennen, welche wir in Halle seit dem 11. Oktober, wo die erste öffentliche Sitzung statt fand, gemacht haben. — Wir hatten gehofft, daß unsere Stadt die erste sein würde, deren Stadtverordnetenversammlung die Schranken öffnete, und sie hätte ohne Schwierigkeiten diesen Ruhm haben können oder wenigstens keiner anderen zu lassen gebraucht; allein unsere Erwartungen wurden getäuscht: der ehemaligen Reichsstadt Nordhausen gebürt der Kranz des Ruhmes, in dem großen Wettlaufe als die erste das Ziel erreicht zu haben; wenigstens ist uns aus öffentlichen Berichten keine Stadt bekannt, die es ihr zuvor gethan hätte. Allein wir räumen gern ein, daß es andere und wichtigere Ehrenpunkte gebe, und wollen uns nicht bei dem Beweise der Möglichkeit aufhalten, daß wir jenen Kranz über unser Stadtwappen setzen und die Rosen von dem Esel nehmen konnten, der sie unter seinen Füßen von alter Zeit her dafür bereit gehalten hat.

Vielleicht sind die zu heißblütigen Hoffnungen mehrer

unserer Bürger an ihrer Nichterfüllung selbst Schuld, indem sie für die erwartete Menge der Hörer die Räume so groß als möglich wünschten. Wir konnten diese Hoffnungen vom Anfange an nicht theilen und die Erfahrung hat dieses Urtheil bestätigt. Zwar durfte bei der ersten Sitzung über Mangel an Theilnahme und über Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums nicht geklagt werden; aber später sind die Bänke der Zuhörer eher spärlich als zahlreich besetzt gewesen, während die Stadtverordneten stets wenigstens zu zwei Dritttheilen da waren. Indes finden wir die Gründe dafür zunächst darin, daß die Gegenstände der Versammlung im Ganzen wenig allgemeines Interesse boten und daß von einigen an sich interessanten bereits bei anderen Gelegenheiten die Fettaggen hinweggeschöpft waren. Dies gilt namentlich von den Verhandlungen über die Stollgebühren. Bei anderen Gegenständen, wie der Schuldeputation und Schulkommission, hatten wol viele unserer Mitbürger keine recht klare Vorstellung von der Wichtigkeit und den Folgen, indem selbst unter den Stadtverordneten, wie dies auch aus ihrer Mitte ausgesprochen wurde, über die Bedeutung solcher Körperschaften das bestimmte Bewußtsein davon nicht allgemein war. Daß übrigens in dieser Sitzung die Anwesenheit gewisser Personen, die als ein Fragezeichen auf den betreffenden Entwürfen standen, ihren freien Worten und ihrer Herzensmeinung einen Zügel und ein Siegel an- und aufgelegt habe, wie wir es hier und da haben aussprechen gehört, ist eine ungegründete Voraussetzung.

Außerdem sind es wol zwei allgemeine Gründe, welche dem zahlreicheren Besuche Abbruch thun. Der erstere ist die Tageszeit, der Nachmittag von 2 Uhr an, wo Gewerbs- und Geschäftsmänner in ihren Berufsarbeiten ein Hinderniß für die Anwesenheit finden. Wären die Sitzungen am Abende, etwa von 5 bis 7 oder von 7 bis 9 Uhr, so würde vielleicht auf eine größere Zahl von Zuhörern zu rechnen sein. Der zweite Grund scheint in der Ankündigung der zu behandelnden Gegenstände zu liegen. Diese Ankündigung erscheint erst im Montagsstücke des Couriers, welchen die Meisten erst früh, Viele erst am Mittage lesen. Findet sich nun auch ein interessanter Punkt, so ist es doch in sehr vielen Fällen nicht möglich, in-

nerhalb eines Zeitraumes von 2 bis 5 Stunden die Geschäfte so zu ordnen, resp. anders einzurichten, daß der Gang nach dem Saale und der Aufenthalt daselbst, welcher überdem seiner Dauer nach nicht im Voraus zu bestimmen ist, sich bequem einfügen läßt. Wir sind durch die gehörten Gründe noch nicht überzeugt worden, daß die Bekanntmachung dessen, was auf die Tagesordnung gesetzt wird, nicht schon am vorhergehenden Sonnabende und zwar auch im Wochenblatte erfolgen könne. Es wird daher die Frage erlaubt sein, ob nicht der Magistrat bis zum Freitage früh über die zu verhandelnden Gegenstände des Montags Beschluß fassen könne. Doch bescheiden wir uns gern und gestehen die besonderen Gründe nicht zu kennen, welche der Erfüllung unseres Wunsches im Wege stehen. Wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß es für die Stadtverordneten selbst von Wichtigkeit sein muß, längere Zeit vorher Kenntniß zu erhalten. Denn es ist wol unter ihnen der Eine oder der Andere, welcher den Wunsch hegt, sich mit einiger Gründlichkeit durch den Rath von erfahrenen Männern, durch die Einsicht von Akten, durch die Hilfe eines Buches auf die Erörterung vorzubereiten. Da derjenige von ihnen, welchem das Referat über eine Sache zugewiesen ist, nothwendiger Weise wenigstens schon am Freitage Kenntniß davon erhält, so scheint es thunlich, daß auch das Publikum dieselbe ebenso lange vor der Sitzung erhalte. — Daß es Mancher vorziehe, in die Bürgerversammlung oder an einen andern Ort zu gehen, wo er seine Pfeife rauchen und sein Glas Bier trinken kann, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Ob der Umstand, daß wir ein Paar mal einige Vorträge nicht vollständig haben verstehen können, in der leisen Stimme oder in einem Fehler des Saales seinen Grund habe, wollen wir noch nicht entscheiden. — Ein großer Uebelstand ist übrigens die Lage des Lokals an der so belebten leipziger Straße, von wo oft ein so entsetzlicher Lärm heraufstönt, daß man selbst die Herren, welche viel lauter als ihre Kollegen sprechen, kaum verstehen kann. Ob man wol bei der Wahl des Saales an diese höchst unbequeme Lage gedacht hat?

Schließlich richten wir an unsere Mitbürger die Bitte, durch ihre zahlreichere Gegenwart mehr als bisher zu beweisen, daß sie

diese neue heilsame Einrichtung lieb haben und ihren gewählten Vertretern nicht die Meinung vom Gegentheile einflößen. Deshalb verbinden wir mit einem Vivat für unsere ehrenwerthen Stadtverordneten ein Pereaat für alle Feinde des neuen Lichtes!

3.

Ueber

Landgemeinde-Ordnungen.

Auf dem ersten vereinigten Landtage thaten mehrere bäuerliche Abgeordnete den Ausspruch, daß der Bauernstand in Preußen kräftig und stark genug sei, um der Ausnahmegesetze, welche man ihm zu seiner Hebung zugebacht hatte, zu entbehren. Der Wohlstand der ländlichen Gemeinden, namentlich des Bauernstandes, ist sichtlich im Aufblühen; die Nachfrage nach Lebensmitteln steigt von Jahr zu Jahr und mit ihr der Werth von Grund und Boden. Wenn wir nun auch den Holzbauer aus der Gegend von Düben und Eilenburg nicht mit dem mansfeldischen Bauer vergleichen wollen und die weitere Einschränkung gelten lassen müssen, daß zuerst nur die ländlichen Familien ihren Wohlstand mit schnellen Schritten zunehmen sehen, welche eine Bodenfläche besitzen, deren Ertrag über den Ernährungsbedarf für das arbeitende Personal noch einen merklichen Ueberschuß abwirft, und daß es Dörfer gibt, welche mehr Bettler aussenden, als selbst Städte, so bleibt doch die Thatsache stehen, daß die Landgemeinden sich jetzt in einem glücklichen Zeitraume des Fortschrittes befinden und hierin vielleicht schnellere Schritte thun als die Städte, deren viele über das Wachsen der Ausgaben für die Armenpflege und die verminderte Einnahme klagen. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß eine Landgemeinde viel leichter Bettler und verarmte Familien von sich fern halten kann als eine städtische.

Mit der Wohlhabenheit wächst die Bildung. Der Landmann ist ein Wesen von demselben Stoffe, von demselben Blute und Geiste, wie der Stadtbewohner. Sein Drang nach Belehrung und Wissen ist derselbe. Nur weil es an lehrenden Kräften und an Gelegenheiten zu gegenseitigem Austausch der Urtheile fehlt, ist die Bildung nicht so viel- und allseitig.

Mehr und mehr emancipiren sich die Dorfbewohner von dem Urtheile der Städter durch das Lesen von Zeitschriften, und der Fall wird immer seltener, daß, wie es z. B. in J. vor einigen Jahren der Fall war, ein ganz unwissender Philister für eine ganze Dorfschaft, welche bei ihm einzukehren pflegte, das politische Orakel abgab und ihr unter Anderem weiß machte, der Kaiser Napoleon lebe noch bei den Türken und werde bald wieder kommen. Es wird immer mehr üblich, daß Landleute ihre Kinder in die Schule einer größeren Stadt senden, und die in Aussicht stehende Vermehrung von Ackerbauschulen wird das Ihrige thun.

Wo aber Wohlstand und Bildung mehr und mehr über die Armuth und die Roheit siegen, da muß auch die Befreiung von drückenden Fesseln fortschreiten. Die Separationen und andere Veranlassungen haben zu der Ablösung vieler Frohnden, Hutungen, Zinsen, Erbpachten, Lehns gelder u. s. w. geführt; die Besitzenden sind dadurch zu einer mehr selbständigen Verfügung über ihr Eigenthum gelangt; die gutherrliche Gerichtsbarkeit und Policcygewalt, welche den Inhabern durchaus keinen materiellen Gewinn bringt, ist auf dem Wege zu einer allgemeinen königlichen zu werden, und bereits hat der König durch Kabinettsordre vom 5. Nov. 1847 die Bestimmungen genehmigt, wonach die Patrimonialgerichte des Kreises Gubrau in Schlessien mit dem Land- und Stadtgerichte zu Gubrau so verbunden werden, daß die gutherrschaftlichen Gerichtshalter nicht mehr allein, sondern in Gemeinschaft mit anderen Richtern das Recht sprechen. Wenn man bedenkt, welche Eigenmächtigkeiten und Ungerechtigkeiten durch einen einzeln stehenden Richter, gegen welchen Niemand anklagend aufzutreten wagte, verübt werden konnten, so wird es nicht zu kühn sein, wenn wir das Jahr 1847 neben jene Jahre stellen, welche die ersten Fesseln des Bauernstandes löseten.

Zu einem neuen Inhalte gehört auch eine neue Form. Die Städte erfreuen sich schon seit 1808 ihrer herrlichen Städteordnung, neben welcher kaum eine freisinnigere Verfassung denkbar ist. Denn wir haben in ihr eine vollständige Konstitution, welche vielleicht nur noch zu wünschen übrig läßt, daß auch für größere Städte eine kleinere Vermögens- oder Steu-

ersumme hinreiche, um zum Amte eines Vertreters fähig zu machen. Wenn man nun kurzweg behauptet, daß unter den Provinzen unseres Landes nur Westfalen (seit 1841) und Rheinland (seit 1845) eine Landgemeindeordnung habe, so ist damit keineswegs gesagt, als ob deshalb die anderen Provinzen jeder Verfassungseinrichtung für ländliche Gemeinden entbehrten. Sie haben auch ihre Verfassungen, nur daß sie nicht in Ein Statut zusammengefaßt und übersichtlich zusammengestellt sind. Die Ortsschulzen und andere Einwohner wissen zwar aus der Praxis oder Erfahrung, welches ihre hauptsächlichsten Pflichten und Rechte seien; allein es wäre wünschenswerth, wenn dieselben einfach, kurz und bündig in Ein Statut, in Eine Urkunde zusammengestellt würden, so daß bei vorkommenden selteneren Fällen nicht erst die Weisheit eines Juristen, welcher im Besitze der Kenntniß aller einzelnen neueren und älteren Bestimmungen ist, zu Rathe gezogen werden müßte. Der Staatsanwalt von Kirchmann in Berlin, welchen unsere Leser aus dem Polenproceß kennen, hat neulich eine Schrift ausgeben lassen, worin er fordert, daß das Juristenrecht zum Volksrechte werde, d. h. daß jeder Staatsbürger — und das ist ja auch der Landmann — wisse und bestimme, was Rechtens sei.

Das wäre die eine Forderung; wir stellen aber auch eine andere; nämlich die, daß die Verwaltung in den Dörfern sich die Städteordnung zum Muster nehme. Was hier der Magistrat ist, das sei dort der Schulze oder Richter, was hier die Stadtverordneten sind, das seien hier die Schöppen. Wir möchten zwar den wohlthätigen Einfluß, welcher in der Leitung durch das Landrathsamt begründet ist, auf keiner Seite schmälern, und können uns keinen Landrath denken, dessen persönlicher Wille es nicht wäre, das Gedeihen seines Kreises zu fördern und denselben über andere zu erheben; indes könnte das Gesetz dem Schulzen in Gemeinschaft mit den Gemeindevertretern eine etwas größere Selbständigkeit geben, nur aber um des Himmels Willen nicht in der Art, daß ein Paar reiche Gutsbesitzer, welche leicht unter Einen Hut zu bringen sind, zu Tyrannen für die ärmern Klassen werden. Wenn sowohl schon in vielen Dörfern das Gesetz, oder wenigstens die zum Gesetz gewordene Gewohnheit besteht, daß der Halbhüfner zu Kirchen-

Pfarr- und Schulbauten ebensoviel leisten muß, als der Zweihüfner, so ist es um so nothwendiger, daß die Landgemeindeordnung auch den Kossathen, Gärtnern, Häuslern oder wie sie heißen mögen, eine Vertretung bei Gemeindebeschlüssen einräumt. Auch eine Vertretung der Kirche, der Pfarre und der Schule ist wünschenswerth, falls, wie es den Anschein hat, dahin kommen zu sollen, deren Vermögen oder Einkommen zu den Steuern herangezogen werden sollte. Es könnte dadurch vielleicht dem Reichthume ein geistiges, wenn auch kein geistliches Gegengewicht gegeben werden.

Ordnung muß sein, und wo Ordnung ist, auch Unterordnung, aber nur keine Unterdrückung! —

In einem andern Aufsätze werden wir die Hauptzüge aus den Gemeindeordnungen von Westfalen und Rheinland mittheilen. S.

Einige Worte über die Wichtigkeit der Bürger- versammlungen.

Seit die Hohenzollern in Preußen (Brandenburg) regieren, ist das Jahr 40 bedeutsam und epochemachend gewesen. Im Jahre 1440 starb der erste Hohenzoller und wurde sein Nachfolger Reichskämmerer; 1540 wurde die protestantische Kirchenordnung erlassen, 1640 bestieg der große Kurfürst und 1740 der große König Friedrich II. den Thron, und seit dem Jahre 1840 scheint unser Vaterland, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, eine neue Bahn des geschichtlichen Lebens zu betreten. Es wird die Bahn großer Eroberungen sein, aber nicht die Eroberung von Provinzen und Festungen, sondern die der Geister, die Wiedereroberung jener herrlichen Erbstücke unsrer Vorfahren, welche uns in den Zeiten der Nachahmung des fremdländischen, des römischen Rechts und des französischen Absolutismus, entrissen sind. Diese schönen Provinzen, welche wir gewinnen müssen und zum Theil schon gewonnen haben, sind: Nationalität, Definitivität, Staatsbürgerthum, Einheit im besondern und allgemeinen Vaterlande, vor allem aber die ungehemmte Theilnahme der Bürger an den städtischen und staatlichen Angelegenheiten. Dies sind die mächtigen Säulen des deutschen

Staatslebens, sie müssen aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorgegraben und als Stütze unter das Staatsgebäude gestellt werden. Die Hebel und Winden aber, diese Granitsäulen wieder aufzurichten, um auf sie ein volksthümlisches Leben zu gründen, sind die Bürgerversammlungen.

Der Bürger ist seit den dreißiger Jahren ein anderer geworden; denn das verrufene Philistertum stirbt täglich mehr aus, die Reihen jener engherzigen, gleichgültigen Nachtmüzen, jener behaglichen Schlafrockspatrioten, jener hochmüthigen, brutalen sogenannten Großbürger haben sich stark gelichtet, und an ihrer Stelle stehn gebildete, thatenlustige, umsichtsvolle Bürger, die weder Mühe noch Zeit schonen, um sich über den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten zu unterrichten; die entschlossen sind, der besseren Einsicht ein Opfer zu bringen; die da nicht wollen, daß die Gemeindeangelegenheiten ein Geheimniß bleiben. Der Bürgerstand ist sittlicher geworden. Damit soll nicht gesagt sein, daß er früher aus Dieben und Betrügern bestanden habe, sondern er ist insofern ein sittlich tüchtigerer geworden, als es ihm mit der Erkenntniß und der Verwirklichung Ernst ist, als er duldsamer, menschlich theilnehmender ist, als er die Achtung nicht dem Geldsack, der Geburt, dem ererbtem Recht schenkt, sondern dem Verdienst, der Tüchtigkeit, dem Strebsamen. Aus dieser edlen Gesinnung heraus sind nicht nur die Bürgerversammlungen selbst geboren, sondern manche herrliche Einrichtungen, z. B. Bürgerrettungsvereine, Sparkassen, Handwerker- und Gesellenvereine, polytechnische Gesellschaften. Haben einige solcher Anstalten hier und da ihren Zweck nicht erfüllt, so lag die Ursache gewiß nicht in der Sache, sondern in Persönlichkeiten, welche ihr Interesse mit der Sache verwechselten.

Der Bürger unsrer Tage ist deshalb ein tüchtigerer Bürger im wahren Sinne des Wortes, weil er sich als ein Glied eines großen Ganzen weiß, weil er einsieht, daß sein Stand ein wesentliches Element des Staates ist. Durch diese Einsicht gewinnt der Einzelne Selbstgefühl und Bewußtsein seiner Würde, deren er werth zu sein bestrebt ist; denn dieses Selbstgefühl erhöht, kräftigt und veredelt sein Wissen, Wollen und Streben.

Dies Gefühl der Gemeinsamkeit, des Angehörens zu einem



reich gegliederten Stände suchte natürlich nach einer Form, es wollte nicht bloß Gefühl bleiben, sondern Thatsache werden. Es mußte sichtbar in das Leben hineintreten, es mußte sich dadurch als Wahrheit bewähren, daß es Wirklichkeit wurde, daß es Kraft hatte, eine zweckgemäße, zeitgemäße Form des bürgerlichen Verkehrs aus sich zu schaffen. Und der Geist des modernen Bürgerthums hatte diese Schöpferkraft, er bewies das historische Recht seiner Existenz durch die Einrichtung der Bürgerversammlungen.

Der Bürger ist nur als Mitglied einer staatlich anerkannten Genossenschaft Bürger; ein für sich Lebender, ein Einsiedler, selbst wenn er in der volkreichsten Stadt lebt, ist noch kein Bürger. Das moderne Bürgerthum wird also erst eine Wahrheit, eine sittliche Macht, wenn der Gedanke der Gemeinsamkeit, welche dem Bürgerthume zu Grunde liegt, eine entsprechende Form gewinnt, d. h. wenn sich ein Verein bildet, wo jeder Unterschied fällt, und alle Mitglieder im Namen Bürger ihre Einheit haben, die bürgerlichen Angelegenheiten den Mittelpunkt ihres geselligen Verkehrs und ihrer Unterhaltungen bilden.

Hiernach ergeben sich die Bürgerversammlungen als eine Form der Gesellschaftlichung oder des Socialismus, und haben in dieser ihrer Form für die Sittengeschichte einen ungeheuren Werth. Sie werden nothwendig der Feuerheerd des bürgerlichen Lebens, von dem Licht und Wärme ausgeht, sie sind der Herzschlag des Bürgerthums, sie sind ein wesentliches Bildungselement der modernen Gesellschaft überhaupt. Ich schreibe aber den Bürgerversammlungen diesen großen Einfluß aus drei Gründen zu.

Zuerst wecken, nähren und beleben Bürgerversammlungen den Gemein Sinn, ohne welchem keine Gemeinde, keine Gesellschaft bestehen und gedeihen kann, und welcher die Voraussetzung aller bürgerlichen Tugenden und dadurch zugleich eine sittliche Macht ist. Die Bürgerversammlungen sind als diese sociale Form eine wichtige Erscheinung unsrer Zeit, deren Hauptaufgabe es ist, die Ungleichheit der Stände und Personen auf ein natürliches Verhältniß zurückzuführen. Viele Versuche sind bereits an der Unmöglichkeit gescheitert, die Bürgerversamm-

lungen dürften in ihrer freien Geselligkeit eine fruchtreiche Zukunft besitzen. Die Bürgerversammlungen sind nicht aus einer Theorie hervorgegangen, sondern aus einem Bedürfniß des praktischen Lebens. Sie sind eine freie Gesellschaft, die keine Opfer verlangt, keine besonderen Pflichten auferlegt, sondern auf die Liebe und das Interesse an der Sache vertraut. Die Bürgerversammlungen sind eine großartige Aktiengesellschaft, die aber nicht viel Geld und Papiere zahlt, sondern mit Liebe und Gegenliebe, mit dem Geben und Nehmen der bürgerlichen Bildung, um allen Mitgliedern Gemeinsamkeit an diesem geistigen Kapital des Wissens zu gewähren. Haben die Kapitalien der Aktiengesellschaften Eisenbahnen, Fabriken u. s. w. gegründet, so wird das anregende, belehrende Wort des Redners und das empfängliche Herz des Hörers auch die Bahn der modernen Gesellschaft bauen; es werden die Grenzsperrren zwischen den Bürgern überschritten, der Gedankenverkehr wird so lebendig und rasch, wie der Güterverkehr, und Einheit sammt Einigkeit eben so nothwendiges Ergebnis dieser Versammlungen, wie der deutsche Handel den Eisenbahnen eine solche endliche deutsche Einheit verdanken wird.

Der Gemeinsinn wird aber am meisten dadurch gefördert, daß alle Mitglieder der Versammlung sich zu dem Zweck versammelt haben, mit gemeinsamer Kraft auf Förderung der bürgerlichen Wohlfahrt hinzuwirken. Alle haben mithin ein und dasselbe Interesse, Alle wollen demselben Zwecke dienen, Alle sind in diesem Zwecke eins. Sie wollen sich gegenseitig unterstützen, um das Ziel zu erreichen, lassen also alle Persönlichkeit, soweit sie nicht zur Sache gehört, draußen vor der Thür. Dieser Werth der Versammlungen wird aber noch bedeutend durch den freien geselligen Verkehr erhöht. Einmal nemlich lernen die Bürger sich gegenseitig kennen und finden die Tüchtigsten unter sich bald heraus. Dann erhält das Wirthshausleben eine viel geistvollere Form, indem man nicht des Essens und Trinkens wegen ins Wirthshaus geht, nicht die Zeit dort todtschlagen will bei Kartenspiel und leerem Geschwätz, sondern indem der materielle Genuß zur Nebensache wird, dagegen man die Beschäftigung mit wichtigen, allgemeinen Interessen als Hauptsache ansieht. Es wird nicht ins Blaue räsonnirt, son-

dern erfahrene Männer reden zu Männern, denen sie Rede und Antwort stehn müssen, die jeden Fehler rügen. Der Genuß ist also ein wahrhaft geistiger, veredelnder, welcher jeden Einzelnen erhebt zum Selbstgefühl seiner Stellung und Würde als Stadt- und Staatsbürger.

Da aber bei allen Mitgliedern einer Bürgerversammlung ein gleiches Interesse an der Hauptsache vorausgesetzt wird, so fallen alle weiteren Standes- und Altersunterschiede. Die Bildung gleicht diese Unterschiede aus und wird sie ausgleichen, sobald sich alle Bürger an der dargebotenen Bürgerbildung theiligen. Es wird also nicht gefragt: Bist du ein Alt- oder Schutzbürger, hast du Tausende oder nur Hunderte zu verzehren, bist du Beamter oder Handwerksmann; sondern es heißt: Interessirst du dich für bürgerliches Leben, bist du Willens, sein Wohl nach Kräften zu fördern, findest du in unsern Unterhaltungen Belehrung, so bist du uns willkommen. Darin, daß die Bürgerversammlungen durchaus nicht ausschließlich, sondern bürgerlich gastfrei sind, liegt ihre Zukunft; denn es werden immer mehr Zaghafte, Verdrossene, Gleichgültige von dem neuen Geist ergriffen und in diese geistige Bewegung hineingezogen werden, so daß für das Philistertum und den Kastengeist bald das letzte Stündlein schlagen wird. Es werden die geistig Tüchtigen, die für Bürgerwohl Strebenden das Vertrauen und die Achtung ihrer Mitbürger besitzen und somit der Gerechtigkeit ihr Recht geschehen.

Weil endlich die Gesinnung und Meinung der Bürgerschaft, ihr Geist und ihre Willenskraft nur in diesen Versammlungen erkannt werden kann, weil sich in ihnen die öffentliche Meinung bildet und ausspricht, weil sich nur durch die Vereinigung Vieler etwas ins Werk setzen läßt, so haben die Bürgerversammlungen nicht nur als Vorbereitung und als Gericht über die städtischen Beamten eine Wichtigkeit, sondern sie fördern auch hierdurch den Gemein Sinn und den Associationsgeist (den Geist der Vergesellschaftlichung).

Wie diese Versammlungen aber auf das Ganze wirken, so erheben und sittlichen sie auch den Einzelnen. Es wird die Kraft des Einzelnen gestärkt, sein Selbstgefühl gehoben, wenn er sich in einer Gesellschaft von Hunderten seiner Standesge-

nossen sieht, die demselben Ziele zustreben, die demselben Interesse folgen, die mit ihm dieselbe Ansicht theilen. Dies wirkt gar sehr auf den Willen des Einzelnen, dies giebt Kraft und Muth, auch hervorzutreten, dies giebt Entschiedenheit und Gesinnung, da man weiß, daß man nicht allein steht mit seinen Ansichten und Wünschen; dies giebt endlich Selbstvertrauen, da man voraussetzen darf, von Strebengenossen bei gemeinnützigen Anträgen und Unternehmungen unterstützt zu werden.

Die Bürgerversammlungen bilden und befestigen aber nicht nur den Gemeinfinn, sondern sie verbreiten auch Kenntniß des bürgerlichen Lebens. Wie nöthig diese in jeder Hinsicht ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Daß sie der Einzelne aber nur mühsam und unvollständig erlangen kann, liegt auf der Hand; leichter erwirbt man sie sich in einer Gesellschaft von Männern jeder Beschäftigung, wo also jede mangelhafte Erfahrung auf der Stelle ergänzt werden kann. Daß die bürgerlichen Verhältnisse durchaus zweckmäßig eingerichtet sind, wird Niemand behaupten, eine Besserung ist aber erst möglich nach einer genauen Kenntnißnahme aller Verhältnisse und Beziehungen. Es sind aber diese Verhältnisse oft der Art, daß sie eben nur der Bürger richtig zu würdigen versteht, nicht aber die zu hoch stehende, viel beschäftigte Behörde. Somit werden die Bürgerversammlungen ein wichtiges Mittel zur Besserung, Hebung und Kräftigung des bürgerlichen Lebens, sei es ein gewerbliches oder rein städtisches oder endlich allgemein staatliches.

Der Bürger tritt aber in seinem Geschäftsverkehr in so mannichfache Beziehung zu andern Geschäften und Lebenskreisen, seine Unkunde in diesem Kreise bringt ihm oft so bitteren Schaden; er tritt ferner in etwaiger amtlicher Stellung als Stadverordneter, als Armenvater, als Taxator u. s. w. mit so schwerer Verantwortlichkeit als Stimmgeber seinem Bürger gegenüber, daß ihm jene Kenntniß der bürgerlichen Verhältnisse unerlässlich ist. Außerdem lernt der Bürger in solchen freien Gesellschaften die Selbstregierung und bildet sich zu bürgerlichen Ehrenämtern vor. Zunächst muß er sich, um einen Gesamtzweck zu erreichen, mancherlei Beschränkung gefallen lassen; dann lernt er einer Debatte folgen, an ihr Theil nehmen und sie

als Vorsitzender lenken. Er hört verschiedene Meinungen, von denen jede ihre Gründe hat; hieraus lernt er mild und menschlich über andere Denkende urtheilen. An der Schwierigkeit, einen Gedanken ins Werk zu setzen, erkennt er die schwierige Aufgabe der Behörden, die es nie Allen recht machen wird. Kurz die Bürgerversammlung bereitet den Einzelnen auf Alles zweckmäßig vor und ohne daß sie es ausdrücklich will.

Bei allem Gemeinsinn und bei aller Kenntniß des bürgerlichen Lebens würde die Bildung des Bürgers dennoch eine höchst einseitige und beschränkte werden, würde das gesammte Bürgerthum Gefahr laufen, dem rohen Materialismus zu verfallen, welcher bloß nach dem Nüchlichen sucht und jagt und nichts Höheres und Edleres kennt als Geld und Macht. Es würde das Bürgerthum eine bedauerliche Geisteslosigkeit, ja zum Theil eine Unmöglichkeit sein, wenn es nicht ein drittes letztes Element in sich aufnimmt, die allgemeine Bildung. Diese ist ebenso gut Voraussetzung als Ergebnis der beiden oben genannten bürgerlichen Tugenden. Das Bürgerthum wurzelt in der Nationalität, es ist ein Theil des Volks, wenn man es nicht das ganze Volk nennen will, es ist ein Werkzeug der Geschichte. Die Geschichte erzeugt aber aus sich die Kunst und Wissenschaft, diese geistigen Blüthen aller geschichtlichen Errungenschaft. Kunst und Wissenschaft sind Erzeugnisse des Volksgeistes, sie müssen also zurückkehren ins Volk, müssen als fruchtbarer Same ins Volksbewußtsein eindringen, um dasselbe zu veredeln und zu verschönern. Die großen geistigen Güter unsrer edelsten Geister sollen dem Bürger nicht unbekannt bleiben.

Der Bürger soll freilich kein Gelehrter werden, wohl aber der Gelehrte ein Bürger; er soll vom Katheder hinabsteigen in die Versammlung, um das mitzutheilen, was dem Bürger zu wissen nützt und freuet, was ein wesentlicher Fortschritt auch fürs bürgerliche Leben ist, oder was ein urewiges Eigenthum jedes Menschenherzens sein soll. Die Wissenschaft muß populär gemacht werden, sie muß eine öffentliche Macht werden, nicht das Eigenthum einer Kaste. Die Bürgerversammlung wird der Hörsaal einer Bürgeruniversität. Leider meinen noch die meisten Gelehrten ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie ihrem Wissen den gelehrten Anstrich nehmen und es allgemein

verständlich machen, andre haben aber bei allem ihrem Reichthum an Wissen durchaus nichts, was des Wissens werth ist.

Ich rechne aber zu dem, was der Bürger wissen muß und gewiß gern lernt, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, Bekanntschaft mit den großen Volksdichtern und Künstlern, geschichtliche und geographische Kenntnisse, vor allem aber naturwissenschaftliche Bildung. Jene Schriftsteller mag er lesen, in der Bürgerversammlung genügt es, deren Bedeutung für die allgemeine Bildung darzustellen. Die Kunst ist aber deshalb wesentliches Bildungsmittel, weil sie Herz und Gemüth bildet, den Menschen recht zum Menschen ausbildet, indem sie das in ihm entwickelt, was Gemeingut der Menschheit ist. Wie wichtig die Naturwissenschaft für das bürgerliche Leben ist, wie tief ihre Erfindungen und Entdeckungen in das Gewerbsleben eingreifen, weiß jeder Bürger, da ja fast alle Verbesserungen von ihr ausgegangen sind, und namentlich Chemie und Physik die Trägerinnen ganzer Gewerbszweige wurden. Daher sollte der Bürger nicht mit den gelehrten Forschungen, wohl aber mit den brauchbaren Ergebnissen derselben bekannt gemacht werden, wie dies bereits in vielen Zeitschriften versucht wird.

Wenn diese kurzen Andeutungen irgendwie eine überzeugende Kraft haben, so mögen sie die Theilnahme an den Bürgerversammlungen erhöhen, damit diese, wo sie bereits bestehen, ihre Wurzeln immer tiefer ins Bürgerleben hineintreiben. Wo aber solche Versammlungen noch nicht bestehen, da mag man sie ins Leben rufen, da mögen begabte Männer zusammentreten, den Schatz ihres Wissens öffnen und spenden; sie werden hundertfach ernten.

Friedr. Körner.

Ueber Einquartirung.

Eine nicht unbeträchtliche Last für die Stadt Halle ist wohl unbezweifelt die Bequartirung des durchmarschierenden Militairs; und obwohl sicher anzunehmen ist, daß die Behörden mit dem besten Willen diese Last, welche durch die Lage der Stadt bedingt ist, dieser nicht abnehmen können, so würde doch der Druck des Unabweisbaren wohl weniger gefühlt werden, wenn

der Träger von den Verhältnissen unterrichtet ist und weiß, was er nach seinen Kräften zu tragen hat. Ohne nun irgend ein Mißtrauen, wäre es auch der kleinsten Art, gegen die städtischen Behörden oder die Commission, insofern es für diesen Verwaltungszweig eine giebt, auszusprechen, würde es doch gewiß von Vielen mit Dank anerkannt werden, wenn ein mit der Sachlage vertrauter Mann in Hinsicht auf die letzt vergangenen Jahre seine Mitbürger über das in Rede Stehende belehren wollte. — r.

Die Redaktion glaubt nicht zu irren, wenn sie die Meinung des geehrten Einsenders näher dahin auslegt, daß es sein und Anderer Wunsch sei, zu wissen, wie viel Militär wohl jährlich, etwa nach dem Durchschnitt der letzten 10 Jahre, in Halle zur Einquartirung und auf wie viel Tage komme, wie und nach welchen Grundsätzen die Soldaten vertheilt worden seien, und welche Commission für diese Angelegenheit bestehe.

Ueber Innungswesen.

Es ist bekannt, wie durch die schöpferische Gesetzgebung in den Jahren von 1807 bis 1812 der alte Zunftzwang beseitigt wurde, durch die allzugroße Gewerbefreiheit aber, welche dem Lehrburschen es möglich machte, sofort Meister und Vater von Kindern zu werden, vielfache Klagen über allzugroße Mitbewerbung entstanden. Die allgemeine Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 suchte die Mißbräuche der übermäßigen Freiheit zu beseitigen, ohne jedoch den Gewerbetreibenden einen drückenden Zwang aufzulegen, indem sie es diesen großen Theils selbst überließ, wie sie zu Innungen zusammentreten wollten. Wir wollen und können auf diesem kurzen Raume die Frage in ihrer Allgemeinheit nicht behandeln, und verweisen einestheils auf die gründliche Schrift des Stadtraths Nisch in Berlin: „Die allgemeine Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 und deren praktische Ausführung“, 1846 (1 Thaler), anderentheils auf die Zukunft, welche die Entschließung der Regierung über die eingereichten Statuten-Vorschläge einzelner Gewerke bringen wird.

Fassen wir nur die eine, die materielle Seite in das Auge, so muß es nothwendig die Aufgabe einer Innung oder sonst wie genannten Vereinigung sein, ihre Mitglieder vor der Verarmung, besonders in Nothfällen zu schützen, welche durch die Krankheit oder auch den Tod eines Meisters oder Gesellen entstehen. Hier liegen unbestritten die Knotenpunkte der Verhandlungen, welche seit länger als zwei Jahren zwischen den Gewerken und den Behörden gepflogen worden sind. Die Meister vertreten den Grundsatz einschränkender Bestimmungen, welche sie für heilsam halten, die Regierungen wollen zum Theil diese Schranken nicht gestatten.

Wir heben beispieelsweise Ein Gewerk heraus, das der Barbier zu Halle. Diese reichten bald nach dem Erscheinen der allgemeinen Gewerbe-Ordnung den Statuten-Entwurf zu einer Innung bei den Behörden ein. Allein die Behörden stießen sich besonders an zwei Bestimmungen oder Forderungen, welche dahin gingen, erstens daß die Innung zwar jedem reisenden Barbiergehilfen ein Viaticum oder Geschenk von drei Silbergroschen geben, aber nicht verpflichtet sein wollte, wie die Behörde es verlangte, franke Reisende zu verpflegen; zweitens daß jeder Gehilfe, welcher einem Meister aussage, sofort die Stadt auf mindestens acht Wochen zu verlassen habe, weil, wie die Erfahrung lehre, zu fürchten sei, daß er seinem früheren Meister einen Theil der Kunden entziehe und dann bei einem anderen für ein geringeres Lohn ein Unterkommen suchen und finden werde.

Was nun die Krankenpflege betrifft, so kann diese einer Innung nicht ohne Weiteres zugemuthet werden, falls sie nicht bisher diese Pflicht hatte und dafür nur mehr Ausgaben, keine Vortheile haben soll, namentlich wenn nicht alle anderen Gewerke eine gleiche Pflicht tragen. Bisher mußte die Stadt oder das Kammereivermögen oder die Armenkasse im Allgemeinen dafür aufkommen. Sollten nun diese Kosten von der Barbierinnung übernommen werden, so fragt sich's, ob sie dann auch in gleichem Maaße in ihren Steuern zu der Stadtkasse erleichtert werden würde. Ließe sich diese Ausgleichung nachweisen, so dürften die Barbier kein Bedenken tragen, die Forderung der Behörde zu erfüllen. Unsere Ansicht von der künftigen Neuge-

staltung und Neubelebung des Innungswesens in Verbindung mit der Armenpflege ist allerdings die, daß jede Innung selbst zunächst für ihre Armen und Kranken zu sorgen, aber auch ihren Antheil an den bestehenden Fonds der Krankenhäuser u. s. w. habe. Allein dann müßte dieses Gesetz gleichmäßig und mit einem Male auf alle Vereine ausgedehnt werden, und ob Eingewanderte oder Fremde, die noch keinen Meister haben, sofort als Angehörige dieser Innung zu betrachten seien, ist eine andere Frage. Hier ist wol der Grundsatz festzuhalten: Nur wer die Pflicht des Gebens hat, hat auch das Recht des Empfangens. Was er empfängt, ist dann kein Almosen. Ein Almosen ist es aber, wenn ein eingewandeter kranker Geselle unterstützt wird. Das Almosen ist eine Sache der Freiwilligkeit von Privatpersonen, resp. der Kommunalkasse und anderer öffentlichen Fonds.

Bei dem zweiten Punkte können wir den Barbieren nur in geringerem Grade beipflichten. Ihre Furcht, daß Gehilfen, welche einen Meister verlassen, diesem Kunden entziehen, ist gewiß gegründet, allein sie fügen ihm ja selbst schon während ihrer Kondition diesen Schaden zu, und werden es nicht minder thun, wenn ihnen von Seiten des Meisters der Dienst gekündigt wird. Uebrigens würde mit obiger Bestimmung eine in gewissen Fällen ungerechte Strafe auf die Quittirung einer Kondition Seitens der Gehilfen gesetzt sein. Denn der Meister kann ja dem Gesellen den Dienst so sauer machen, daß dieser auffagen muß. Soll er nun in diesem Falle sofort die Stadt verlassen, so scheint uns dies eine zu harte Strafe zu sein. Der Forderung der Meister liegt die Absicht zu Grunde, wir wollen nicht sagen, sich die Konkurrenz vom Leibe zu halten, aber doch der Vermehrung der Barbierherren eine Schranke zu setzen. Wir wünschen dies auch von ganzem Herzen, aber nicht allein im Interesse der schon etablirten Meister, sondern auch eben so sehr im Interesse Derer, die sich etabliren wollen, und dann oft nicht haben, wovon sie leben sollen. Wir haben jetzt 38 oder 39 Barbierherren. Diese Zahl reicht für 32,000 Einwohner vollkommen aus. Denn unter jener Zahl sind etwa 17,000 Einwohner männlichen Geschlechts, und nehmen wir an, daß von dieser Summe etwa 9000 Bärte haben, und von

diesen wiederum die Hälfte sich selbst rasirt, so bleiben 4500 Männer, welche des Barbiers bedürfen. Es kämen darnach bei einer Zahl von 40 Barbierherren 112 bis 113 Kunden auf Einen. Die Bärte geben zwar Jahr aus Jahr ein eine gleiche Ernte, gleiche Schocke und sind nicht den Wechselfällen schlechter Ernten unterworfen, allein sie geben auch keine besseren Ernten als die mittleren.

Trotz dem sind 16 von unseren selbständigen Barbieren seit Ostern 1845 mit Genehmigung der Behörde zu einem Unterstützungsvereine zusammen getreten und haben so den Anfang zu Dem gemacht, was vor Allem noth thut. Als sehr praktisch und zweckmäßig muß man es anerkennen, daß die Unterstützung großen Theils in persönlicher Hilfeleistung besteht, indem die Kunden des kranken Meisters von den Vereinsmitgliedern besorgt werden. Daneben besteht eine Kasse, zu welcher jeder Theilnehmer monatlich fünf Silbergroschen beisteuert und deren Ueberschüsse verzinslich angelegt werden. Im Falle der Auflösung des Vereins, welche nur durch Beschluß der Mehrzahl erfolgen kann, werden die Ueberschüsse unter die Mitglieder vertheilt. Einzelne Aus tretende haben keine Ansprüche. — Obgleich wir eine solche Unterstützungskasse durchaus für die Hauptsache bei dergleichen Vereinen halten, so sind wir doch entschieden dagegen, die Beiträge zu Kapitalien anwachsen zu lassen; denn beabsichtigt man, durch die Zinsen die Ausgaben zu bestreiten, so muß unverhältnißmäßig lange und viel gesteuert werden, ehe man auf diesem Punkte ankommt, und, was ein großer Uebelstand ist, es bildet sich ein Eigenthum, welches keinen persönlichen Herrn hat und leicht in Hände kommt, die es gar nicht verdient haben.

Wöchten doch recht viele Gewerke diesem, von seinen Uebeln gereinigten Beispiele folgen, damit die Gesetzgebung, welche das Allgemeine zu ordnen hat und welche nicht ausbleiben wird, nicht viel Anderes zu thun vorfinde, als bereits Vorhandenes und Bewährtes anzuerkennen und zu genehmigen. Denn Lebenszustände werden nicht durch Gesetze, wol aber diese durch jene gemacht.

II.

Belehrendes und Gemeinnütziges.

Unsere Heizvorrichtungen.

Das billige Brennmaterial, womit die Natur unsere Gegend durch die Braunkohlen gesegnet hat, scheint die Ursache zu sein, warum unsere Heizvorrichtungen immer noch im allgemeinen sehr unvollkommen sind. Die Noth hat uns darin noch nicht erfinderisch gemacht. Es gehen uns Vortheile verloren, wozu wir offenbar berechtigt sind. Leider wird aber durch den Mangel zweckmäßiger Oefen der Arme am meisten betroffen. Man komme nur hin in deren Wohnungen, mit Staunen wird man sehen, wie dieselben fast nur für einen ewigen Sommer berechnet zu sein scheinen. Die Wände sind kaum 4 bis 6 Zoll stark, und der Ofen so unvollkommen, daß mehrere Kohlensteine zugleich aufgelegt werden müssen, um das Zimmer in eine nur sehr mäßige Temperatur zu bringen. Die Mildthätigkeit giebt den Bedürftigen zwar bei strenger Kälte einige Kohlensteine, denn die Zahl derselben ist groß, aber leider können sie solche nicht auf eine zweckmäßige Weise nutzen. Bevor man daher das Brennmaterial gebe, Sorge man auch dafür, daß es mit Vortheil verwendet werden kann.

Bei uns wird der Ausspruch des Kaisers Alexander, welcher sagte: „in Deutschland fühlt man den Winter, in Rußland sieht man ihn nur“, noch gar zu oft zur Wahrheit. Fragen wir uns nun, wie sollen wir unsere Heizvorrichtungen einrichten, so verweise ich auf die russischen Oefen. Die Schornsteine haben wir bereits von diesem nördlichen Nachbar angenommen, warum wollen wir nicht auch seine Oefen, mit den nothwendigen Abänderungen für unser Brennmaterial, nachahmen? — In der Hauptsache bestehen aber die russischen Oefen nur darin, daß sie steigende und fallende Züge haben. In den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen, 12. Jahrgang, 1833, sind sie vom Ingenieur-Major Blesson vortrefflich beschrieben, und vor einigen Mo-

naten von einem gewissen Herrn Carl aus Leipzig auch bei uns — freilich für einen allzu theuren Preis — gesetzt worden. Dies sind wahre Heizöfen, während unsre gewöhnlichen Circuliröfen nur Ruffänge genannt werden können. Die Mode hat die letztern bei uns allgemein eingeführt, und die Eisengießereien haben es verstanden, ihnen schöne Formen zu geben. Sie sind aber darum nicht zweckmäßiger geworden. Der Verbrennungsraum, der Kofst und untere Kasten ist in der Regel viel zu groß; es findet kein vollständiges Verbrennen, fast nur immer ein Verschwählen der Kohlen statt. Eine Menge von unverbrannten Stoffen steigt in einem langen Schlangenwege, gleichsam wie in einem Abkühlungsrohre, nach den obern Schichten des Ofens; hier wird die Abkühlung zur Erkaltung, die aufgestiegenen Gase werden tropfbar flüßig, und bilden in ihrem Niederschlage den Glanzruß. Besteht der Ofen nun zumal aus einem guten Wärmeleiter, wie gewöhnlich aus Eisen, und werden die Kohlen im feuchten Zustande, was häufig bei den Stücken- und Knörpeltkohlen zu geschehen pflegt, verbrannt, so ist binnen Kurzem Ofen und Schornstein voll von diesem Ruße. Um dies einigermaßen und damit zugleich das Brennen derselben zu vermeiden, ist es zweckmäßig, den Ofen, und namentlich in den obern Schichten, mit Lehm auszustreichen. Denn wenn sich nun ja auch an diesen der gefährliche Ruß angelegt hat, so wird er dadurch doch leicht wieder entfernt, daß beim jedesmaligen Reinigen dieser Lehm ohne Mühe mit heraus genommen werden kann. Er wird dem Maurer fast in die Hände fallen, und mit dem Lehm ist alsdann auch der Ruß vollständig beseitigt. Ferner construirt man die russischen Schornsteine so, daß sie eine runde Oeffnung, ein förmliches Rohr bilden. Wenn man sich dergleichen Steine auf den Ziegeleien bestellt, wie sie denn auch schon auf einigen vorrätzig sind, so kommen sie auch nicht um vieles theurer, als gewöhnliche viereckige zu stehen. Ganz vollkommene Schornsteine würde man erhalten, wenn man die innere Fläche der Steine mit einer guten Glasur versehen und die Fugen glatt mit Kitt oder Cement verstreichen ließe. Runde Schornsteine haben nicht allein einen bessern Zug, sondern lassen sich auch leichter und gründlicher reinigen, als viereckige.

Wer indeß nun einmal von den eisernen Defen wegen ihrer Dauer und ihrer raschen, freilich oft sehr lästigen Hitze sich nicht trennen kann, dem wäre doch, um der Rußbildung möglichst zu entgehen, zu empfehlen, sich dieselben in der Weise herstellen zu lassen, daß sie steigende und fallende Züge hätten. Denn wenn der niedergehende Zug über die obere Platte des ersten Heizraumes geht, so findet hier eine neue Erwärmung, und damit ein beförderter Zug im Ofen selbst statt. Die Rußbildung kann dann nur noch statt finden, wenn das Feuer ausgeht, und der Ofen sich dadurch erkaltet. Je seltener und langsamer diese Erkältung erfolgt, desto weniger Ruß wird sich bilden. Immer dürften aber gut gebrannte Kacheln und selbst gewöhnliche Ziegel- oder Chamottmassen, welche in- und auswendig mit Lehm zu überziehen wären, dem Eisen vorzuziehen sein. Der Vorwurf, daß Defen aus dergleichen Material hergestellt zum öftern einen übeln Geruch verbreiten, trifft nicht die Kacheln und Ziegel, sondern ihre gewöhnlich verfehlte Construction. Die zweckmäßigste und auch wol schönste Form der russischen Defen würde entstehen, wenn man die auf- und niedergehenden Züge in einzelnen Säulen darstellte.

Zum Schluß sei noch gestattet, ein Mittel anzuführen, durch dessen Anwendung man das Holz zum Anmachen des Feuers entbehren kann. Wenn nämlich, wie dies doch häufig der Fall ist, ein Ofen bis zum späten Abend geheizt wird, so lege man, nachdem das Feuer auf dem Roste abgebrannt ist, in die glühende Asche des Aschenkastens ein Stück Knorpel, oder ein Drittel von einem Kohlenstein, und früh Morgens wird man dafelbst noch eine glühende Masse finden, die man nur mit einer kleinen Kohlenschippe auf den Rost zu bringen und darüber die Kohlensteine oder Knorpel zu legen hat, um sogleich wieder ein frisches Feuer zu haben. Stets aber ist bei der Braunkohlenfeuerung darauf zu sehen, daß die Kohlen nur in trockenem Zustande verbraucht werden. Ihre Wirkung ist in diesem Zustande eine viel größere. Stücken- und Knorpelkohlen sind daher wo möglich im Sommer zu beziehen, damit sie unter luftigen Räumen austrocknen können.

Der vorstehende Artikel berührt eine Lebensfrage unserer Stadt und vieler anderen Ortschaften; er zeigt, wie der Schlen-
drian einer altväterlichen Praxis und Gewohnheit hinter dem
erkannten Besseren zurück: und so ein unmündiges Kind bleibt.
Könnte diesem Kinde nicht ein Vormund gesetzt, könnte nicht
die Bau- und Feuerpoliccy in dieser Sache Etwas thun? Die
Kommüne giebt jährlich viele Tausende von Braunkohlensteinen;
hat sie nicht das Recht zu verhüten, daß die Geschenke schlecht
angewendet werden? Wir sind zwar keine Freunde von Zwangs-
maßregeln, welche dem Eigenthümer oder dem Baumeister
vorschreiben: So und nicht anders sollst Du Deine Dfenen und
Essen bauen; aber nach unserer Meinung sollte Niemand zum
Setzen eines Dfens berechtigt sein, der nicht in seiner Kunst,
welche sich natürlich nach unfrem Brennmaterial richten muß,
geprüft ist. Wenn man einem medicinischen Pfuscher das
Handwerk legt, so kann man es auch dem Dfenen-Pfuscher
verbieten.

Die Redaction.

Einige Mittheilungen

über

Gutta percha.

Dies ist ein neues Produkt, welches ein wichtiger Handels-
artikel werden zu wollen scheint, indem schon viele Sachen
daraus verfertigt werden, z. B. Schuhe, Sohlen, Hosenträger
u. s. w., ja auch schon in unserer Stadt Schuhsohlen davon
angekündigt sind, und deshalb möchte es wohl der Mühe loh-
nen, einige Notizen auch in Ihrem Blatte gütigst aufzunehmen.
Hier sind sie.

Die Gutta percha wurde im Jahre 1843 von Dr. Mont-
gomerie nach England eingefandt. Er gab dabei an, daß
diese Substanz von einem Baume komme, der auf Singapore
und in den benachbarten Gegenden wachse. Nach White ge-
hört der Baum wahrscheinlich zu den Sapetaceen oder Eben-
aceen. Wie man die Gutta percha von diesem Baume gewinnt,
ist noch nicht genau bekannt, indessen ist es wahrscheinlich, daß

man nach dem Fällen des Baumes die theilweise eingetrockneten Lagen des Saftes abnimmt und diese durch Kneten in eine Masse vereinigt. Nach Brook fällt man die 50 — 100 Jahr alten Bäume, streift die Rinde derselben ab und sammelt den Milchsaft in einem Holztroge; derselbe wird an der Luft bald fest; doch soll ein Baum nicht mehr als 20 — 30 Pfund davon liefern. Die Gutta p. kommt in zwei Formen nach England, einmal den Kupferspähen ähnlich und dann in Gestalt fester Rollen oder Brode. Was die erste betrifft, so sah ich ein solches Stück, was die Form eines Torfsteines hatte, dabei aber so hart war, daß ich mit dem Messer kein Stück, ohne das Messer zu zerbrechen, abschneiden konnte. Die zweite Form bildet Rollen oder Brode.

Die Farbe der rohen Gutta p. rührt von einer Substanz her, welche mit heißem Wasser ausgezogen werden kann, und es bleibt das Gummi nach dieser Behandlung graulich oder weiß zurück, und hat dann eine faserige, seidenglänzende Textur, welche bei großer Ausdehnung der Masse hervortritt. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die Gutta p. hart und lederartig; über 50° C. wird sie sehr biegsam, bleibt aber immer noch fest genug und zieht sich, wenn sie stark ausgedehnt wurde, nur wenig wieder zusammen; bei 65 — 70° C. wird sie weich, sehr plastisch und verliert hierbei ihre Zähigkeit, so daß man bei dieser Temperatur einzelne Stücke davon leicht zusammen kneten kann; bei 150° C. geht sie unter einem geringen Wasserverlust in einen durchsichtigen Zustand über und zeigt nach dem Erkalten eine dunkelgraue Farbe, welche aber nach längerem Weichem in kaltem oder heißem Wasser wieder verschwindet. In noch stärkerer Hitze schäumt sie auf und verbrennt mit leuchtender, rußender Flamme. Die verbrannte Masse ist braun und schmierig. Bei der trocknen Destillation erhält man daraus, wie aus dem ihm ähnlichen Kautschuck, mehre flüssige und gasförmige Kohlenwasserstoffe. Terpentinsöl löst sie gut auf und man kann es durch Destillation wieder davon abscheiden.

Die Gutta p. enthält nach Guibourt mindestens fünf verschiedene Substanzen, nämlich reine Gutta p.-Masse, reine vegetabilische Säure, Casein, eine in ätherischem Terpentinsöl

lösliche Substanz und eine in Weingeist lösliche Substanz. — Die Gegenwart des Caseins ist an dem käseartigen Geruch, welchen ins Besondere das chinesische Produkt zeigt, zu erkennen. Die Säure findet man in dem Wasser, womit man das Gummi behandelt hat, neben einer geringen Menge eines braunen Extracts. Die Hauptmasse ist die reine Gutta p. Um sie rein zu erhalten löst man die rohe Substanz in Terpentinöl, läßt sie durch Stehen sich absetzen und fällt sie mit Weingeist. Sie scheidet sich dann als eine weiche Masse mit allen ihren ursprünglichen Eigenschaften aus. Die so gereinigte Gutta p. hinterläßt beim Verbrennen nur eine Spur von Asche.

Darstellung von Formen und Stempeln für die Fabrication von Papiermachéewaren. Bielefeld benutzte die Gutta p. zu oben angegebenen Zwecke, und nahm 9 Theile Gerbegallerte (tannogelatin) und 5 Theile Gutta p. Diese werden mit 18 Theilen venetianischem Terpentin gelinde erhitzt, bis eine gleichartige Masse daraus entstanden ist, welche in heißem Zustande sich sehr gut in Formen pressen läßt und nach dem Erkalten hart genug ist, um selbst als Form für Papiermaché-, Thon- und ähnliche plastische Massen gebraucht zu werden. Statt der Gerbegallerte kann auch mit gleich gutem Erfolg ein Gemenge von Schwefelbalsam und Gummi-Thus oder auch mit ersterem allein mit Gutta p. vermischt werden. Soll die Composition größere Härte erhalten, so ist nur von Bleiweiß oder Mennige so viel beizumischen, als sie verträgt, ohne dadurch ihre plastische (bildsame) Beschaffenheit zu verlieren.

Burke benutzt die ganz dünnen Platten aus gewalzter Gutta p. zur Wasserdichtmachung von Zeugen und Papier auf die Weise, daß er die ersteren, nachdem sie mit irgend einem der bekanntesten Auflösungsmittel oberflächlich bestrichen sind, gemeinlich mit letzteren durch Walzen passiren läßt, so daß die Vereinigung beider Stoffe bewirkt wird. Um den Zeugen einen metallischen Anstrich zu geben, kann man Metallstaub beim Kneten beimischen.

Künstliches Leder kann man auch aus Gutta p. machen. (S. polytechn. Centralblatt, Lief. 11. S. 701. 1847.)

Dr. C. A. B.



Bur Schädellehre.

Ein Bruchstück aus der Physiologie oder aus der Lehre vom leiblichen Leben des Menschen.

Man hat schon oft gefragt, in welchem Theile des Körpers der Geist seinen Sitz habe, und demselben meist im Gehirn seine Wohnung angewiesen. Wenn wir vorläufig einmal die Frage dahin gestellt sein lassen, welche freilich zuvor müßte beantwortet werden: was ist der Geist? so können wir nicht leugnen, daß wir zunächst nicht in den Füßen, nicht in den Armen, nicht in dem Magen, sondern zumeist in der Bildung des Kopfes, namentlich des Gesichtes das Geistige suchen und diese Theile des Leibes mit der Seele in Verbindung setzen.

Hinter einem schönen Gesicht ruht nicht immer eine schöne Seele und auch die Hand dürfte nicht einen so sicheren Schluß auf die Eigenschaften des Geistes zulassen, als der Leibarzt des Königs von Sachsen, Carus, behauptet. Aber eine hohe Stirn — wer sucht nicht hinter ihr einen denkenden Geist? Eine starke Nase — wer hält sie nicht für das Zeichen eines starken Willens? Ein leuchtendes Auge — wer sieht nicht in ihm einen hellen Verstand? Doch kein Ding ohne Ausnahme. Ein Stumpfnäschen kann recht eigensinnig sein und das Gesicht einiger berühmten Männer soll außerordentlich viel Aehnlichkeit mit dem Gesicht eines Schaafes haben. Indes der Lateiner sagt: *exempla sunt odiosa*, d. h. zu Deutsch: Beispiele sind verboten.

Wir wollen uns in diesem Aufsatze an die äußere Bildung des Schädels halten und von den unteren Partien des Gesichtes, sowie von dem Gehirn absehen. Vielleicht lassen sich aus den Unebenheiten des Schädelknochens Schlüsse auf die geistige Eigenthümlichkeit machen, wie dies besonders ein Arzt, Gall, geboren am 9. März 1758 zu Tiefenbrunn im Würtembergischen, gestorben am 22. August 1828 zu Montrouge bei Paris, gethan hat. Er beobachtete schon auf der Schule die Köpfe und Schädel seiner Mitschüler und trieb, was man so sagt, *Allotria*, d. h. verbotene Dinge, während seine Lehrer docirten. Indem er zwischen den Schädeln und den Fähigkeiten Derer, die er beobachtete, Vergleiche anstellte, kam er zunächst auf allgemeine Gesetze, indem er aber die Bildung

der Schädeloberfläche genauer in den einzelnen Theilen untersuchte und auch Schädel von Thieren zu Hilfe nahm, glaubte er die Eigenthümlichkeiten des Charakters auch im Einzelnen nachweisen zu können. Weil er z. B. an dem Schädel der Gemse, sowie des Luchses (hinter dem Ohre) einen bedeutenden Höcker fand, so legte er jener einen besonderen Hörsinn, diesem einen besonderen Mordsinn bei und, was die Hauptsache ist, sprach die Behauptung aus, daß auch ein Mensch, wenn er z. B. hinter dem Ohre eine merkliche Erhöhung habe, unter die Klasse der Mordsinnigen gehöre.

Man stellte den neuen Propheten mehrfach auf die Probe. So legte man ihm z. B. einmal den Schädel eines Verbrechers vor und forderte ihn auf, zu sagen, welches Verbrechen dieser Kopf begangen habe. Er behauptete, daß dieser Verbrecher ein Vaternörder gewesen sein müsse — und hatte es getroffen. Ein ander Mal führten ihm die Eltern des berühmten Franz Liszt diesen ihren Sohn zu und fragten, welches Talent der Junge vorzugsweise habe. Gall antwortete: ein musikalisches. Es traf also wieder zu.

Einst war er, wie Steffens, wenn wir nicht irren, in seinem Buche „Was ich erlebte“ erzählt, in Halle und hielt vor einer großen Anzahl von Zuhörern einen Vortrag über die neue Lehre. Er hatte eben die Kennzeichen eines großen Geistes demonstirt und dabei des Dichters Göthe Schädel zu Grunde gelegt. Da hebt sich ein Haupt aus der Menge der Anwesenden empor und spricht ungefähr: Hier ist von dem Schädel, den Herr Doktor Gall so eben beschrieben hat, das lebendige Exemplar. — Es war Göthe, welcher sich unter der Menge befand.

Sonderbar ist es freilich, daß Gall gerade 27 (Spurzheim, sein vornehmster Schüler, 35) Eigenschaften des Geistes und des Charakters, nicht mehr und nicht weniger, aufstellte, und diese am Kopfe entweder als vorhanden oder als fehlend nachweisen zu können glaubte. Darunter befindet sich z. B. der Mordsinn, der Musiksinn, die Kindesliebe, die Freundesliebe, der Hörsinn, der Sprachsinn und andere Eigenschaften, deren Gehirnhöcker zum Theil sehr bunt durch einander liegen. Im Ganzen aber wies er zusammengehörenden Eigenschaften



auch besondere Partien des Schädels zu. So wohnen nach ihm die sinnlichen Triebe vorzugsweise am Hinterkopfe, obgleich viele Theile dieser Kopfgegend bei lebenden Menschen für die Hand gar nicht tastbar sind, und die künstlerischen Eigenschaften verlegt er meist in die Bogen, welche sich über den Augen befinden, obgleich, wie die Aerzte behaupten, an diesen Theilen des Schädels einer äußeren Erhöhung nicht überall eine innere des Gehirns entspricht.

Die Schädellehre machte besonders in England, Nordamerika und Frankreich viel Glück. Hier hat sie nicht bloß viele Gelehrte und Zeitschriften als Vertreter gefunden, sondern auch Einfluß auf das praktische Leben gewonnen. So stehen in Nordamerika viele, vielleicht die meisten Gefängnisse unter der Leitung ihrer Anhänger, und in dem Staate Massachusetts ist das Unterrichtssystem darauf gegründet. Viele Damen ließen ihren Schädel untersuchen und sich eine Geographie ihres Geistes zeichnen. Sie setzten wol voraus, daß die Herren Aerzte galant genug seien, um das Unangenehme zu verschweigen, und nur schmeichelhafte Eigenschaften finden würden. So angenehm es für ein Paar Liebende sein muß, zu erfahren, daß, wie Gall behauptet, ihre Schädel eine auffallende Aehnlichkeit zeigen, so unangenehm muß es doch sein, wenn der Bräutigam erfährt, daß seine Braut einen ungeheuern Mordsinne hinter den Ohren hat, und der Untersuchende vergeblich sich abmüht, am Kopfe des Bräutigams den Altar der Liebe zu entdecken, und vielleicht gar da, wo eine Erhöhung sich finden sollte, ein fatales Loch gewahrt.

In Deutschland hat besonders Combe, seit seinen Vorlesungen zu Heidelberg im Jahre 1842, die Schädellehre wieder in Gang und Schwang gebracht, doch nicht in ihrer rohen, unwissenschaftlichen Form. Wer ein besonnenes Urtheil von einem sachkundigen Manne hören will, lese besonders das Buch von Carus: Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Kranioskopie (Schädellehre), 1841 (1 Thaler). Carus und andere urtheilsfähige Männer verwerfen die willkürliche Zusammenstellung der geistigen Eigenschaften wie sie Gall gemacht hat und rügen mit Recht die offenbaren logischen (Gedanken-) Fehler, wornach Eigenschaften, welche einander unter-

geordnet sind, neben einander gestellt werden. Sie weisen dar auf hin, daß ganze Gehirnpartien durch Eiterung fortgegangen und dennoch die Geisteskräfte, welche Gall an sie band, geblieben sind; sie machen darauf aufmerksam, daß viele große Männer ein kleines Gehirn, viele kleine Geister ein großes Gehirn gehabt haben, und schließen daraus, daß, wenn der Geist durch das Gehirn bedingt ist, diese Bedingungen in dem Bau und in der chemischen Mischung der Gehirns substanz begründet sind.

Darin kommen alle neueren Schriftsteller, fast ohne Ausnahme, überein, daß die starke Ausbildung des Vorderhauptes auf einen hohen Verstand, des Mittelhauptes auf ein starkes Gemüth, des Hinterhauptes auf stark entwickelte sinnliche Triebe schließen lasse. Je größer demnach z. B. der Winkel ist, welchen die Linien einschließen, deren eine von der Ohrhöhle nach der Nasenwurzel, deren andere von hier nach der Stirn gezogen wird, desto größer ist der Geist, welcher in dem Manne oder in dem Weibe wohnt. Unsere Leser und Leserinnen mögen selbst nachmessen.

Auf den Zusammenhang zwischen dem Gehirn und dem Geiste wird ein späterer Aufsatz eingehen.

Das Pferdefleisch.

So eben komme ich von Freund Boltze, wo mir ein Roßbraten trefflich geschmeckt hat. Das Fleisch hatte der Amtmann Stahl schmied zu Canena meinem Wirthe zur Disposition gestellt; es war von einem 19 Jahr alten geschlachteten Pferde und trotz dieses Alters hinlänglich weich, selbst für Leute, welche nicht die besten Zähne haben. Mit dem Fleisch von einem gleich alten und nicht fetten Ochsen hätten die Zähne auf jeden Fall viel mehr zu thun gehabt. Ich gebe zwar zu, daß es die Eigenthümlichkeit besitzt, etwas trocken zu sein, wenn man nicht genug Butter oder Fett hinzu nimmt; aber es war nicht eine Spur von süßlichem oder sonst widerlichem Geschmacke zu bemerken, und wenn ich es in dieser Hinsicht unter den allgemein bekannten Fleischarten dem Rindfleisch am nächsten stelle — es

hat auch mit dem Hammelfleische einige Aehnlichkeit —, so ist gewiß die Ehre seines Geschmacks gerettet, und man kann dreist wetten, daß selbst ein Gourmand oder Feinschmecker, der in der Küche des Freiherrn v. Rumohr oder bei Pantaleon und Simonaktides in die Lehre gegangen ist, nichts Wesentliches gegen diesen Braten einwenden würde, vorausgesetzt, daß er ohne Vorurtheil sich an den Tisch setzte.

Die Trockenheit konnte übrigens daher rühren, daß das Stück bereits mehre Tage alt und vorher ausgekocht worden war. Auch rührte es von einem Pferde her, welches keineswegs fett war. Die wenigen Fetttheile, welche sich zufällig an dem Braten befanden, hatten einen angenehmen Geschmack, und es ist daher anzunehmen, daß diejenigen Stücke am angenehmsten schmecken, an denen sich etwas Fett befindet.

Daß man das Fleisch des Pferdes, dieses so überaus reinlichen Thieres, noch so wenig zum Essen benutzt hat, scheint zumeist in ähnlichen Vorurtheilen und Ansichten seinen Grund zu haben, von welchen viele Söhne Abrahams abgehalten werden, Schweinefleisch zu essen. Wenn Chinesen Ratten und Hamster, Franzosen Froscheulen, Kaffern Löwen, Neuseeländer Menschen, Schwindsüchtige und auch Nichtschwindsüchtige Hunde, manche Reisende in den Gasthöfen Raben anstatt Tauben essen, so werden wir wol auch Pferde essen können, wie dies schon längst die Mongolen und die Bewohner von Festungen gethan haben. Uebrigens schreiben sich die solennen Pferdefleischessen in Deutschland nicht erst von der Zeit vor 4 oder 5 Jahren her; der Landstallmeister v. Zirkel in Graditz bei Torgau traktirte schon vor 15 bis 20 Jahren eine höchst noble Gesellschaft mit dem Braten eines Fohlen, welchen Alle höchst delikats fanden. Der Wirth hatte nota bene erst nach dem Essen gesagt, was sie gegessen hätten. Zu Stuttgart wurden bekanntlich vor 4 Jahren, zu Berlin in diesem Jahre öffentliche Rossmahlzeiten gehalten. In der letzteren Stadt existiren jetzt bereits 7 Rossschlächtereien, und die Gardekavallerie-Regimenter sind angewiesen worden, ihre unbrauchbaren Pferde diesen zu verkaufen. Der Preis für 1 Pfund Pferdefleisch ist jetzt in Stuttgart wie in Berlin ungefähr 1 Silbergroschen — ein Preis, welcher gewiß nicht zu

hoch ist, selbst wenn man zugibt, daß dieses Fleisch mehr als anderes der Butter oder des Speckes (beim Braten) bedarf.

Zwar wird das Pferd nie zu dem eigentlichen Schlachtvieh gehören, welches man zu diesem Zwecke mästet, und die Zahl der Pferde, welche man todt sticht, weil sie etwa ein Bein gebrochen haben, wird immer gering sein; wenn man aber bedenkt, daß mancher Pferdebesitzer seine unbrauchbaren Pferde lieber dem Schlächter als einem Thierquäler gibt, so wird die Masse des Fleisches, welche so in die Konsumtion kommt, nicht unbeträchtlich sein. Wenn wir z. B. annehmen, daß in und bei Halle jährlich 20 Pferde geschlachtet werden, und jedes nur 200 Pfund Fleisch hergibt, so macht das zusammen 400 Pfund, und das Pfund $1\frac{1}{2}$ Sgr. gerechnet, 200 Thaler.

Welcher spekulative Kopf wird nun wol bei uns zuerst diesen Erwerbszweig ergreifen, und wann werden die fortschrittstustigen Hallenser das erste öffentliche Pferdefleischessen halten?

Halle den 31. December 1847.

S — n.

Reiche Privatleute.

Der vor Kurzem gestorbene Israelit Salomo Heine in Hamburg soll 4, und der einige Zeit vorher in die Ewigkeit gegangene Engländer Richard Arkwright ohne die liegenden Gründe 7 Millionen Pfund Sterling, d. h. an 47 Millionen preussische Thaler, den weinenden Erben hinterlassen haben. Das Vermögen des ebenfalls nicht mehr lebenden Herrn Girard (in Nordamerika) schätzte man auf 12 Mill. Dollars, und von Herrn Astor in New-York, welcher als ein armer Handwerksbursche einwanderte, sagt man, daß er 24 Mill. Dollars (etwa 32 Mill. Thaler) besitze. Die Besitzthümer des Fürsten Demidoff in Rußland, sowie des Herzogs von Sutherland in England lassen sich schwer taxiren. Was mögen wol die Rothschilde besitzen, deren Großvater oder Urgroßvater noch mit dem Bündel ging?

Die Trunksucht.

Viele Leute schreien und klagen, daß es in der Welt immer schlimmer werde. Mit dem Branntweintrinken wenigstens wird's besser. Im Jahre 1736 ward in England von diesem Getränk so viel verbraucht, daß 12 Quart auf den Kopf kamen; 100 Jahre später hatte sich diese Quantität auf 2 Quart verringert. In Irland wurden 1737 44 $\frac{1}{2}$ Mill. Quart getrunken, im Jahr 1842 aber nur noch 3 $\frac{1}{3}$ Mill. 1742 hatte London bei 630000 Einwohnern 15839 Gasthöfe, Kneipen u. s. w., 1842 bei 1700000 Einw. deren nur noch 5000.

Zucker-, Kaffee- und Theeverbrauch.

In England verbrauchte vor etwa 4 Jahren (nach der Angabe des Ministers Peel, der es wohl wissen muß) der Kopf jährlich 17 Pfund Zucker, in Frankreich (nach Dieterici) 6 $\frac{2}{3}$ (davon 2 Pfund Rübenzucker), im Zollvereine (nach demselben Statistiker) 5 Pfund (darunter 1 Pfund Rübenzucker), in Oesterreich 2 Pfund. An Rohrzucker werden jährlich etwa 1600 bis 1700 Millionen Pfund gewonnen, wovon gegen 1200 Millionen nach Europa, und zwar nach England allein 445 Millionen gehen. — Von Kaffee, welcher in Preußen unter Friedrich dem Großen noch ein Monopol war und fürs Pfund 6 Groschen Steuer zahlte, wurden in Preußen vor 50 bis 60 Jahren jährlich 3 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund verbraucht, während man jetzt diese Menge zu 30 bis 40 Millionen Pfund berechnet, so daß auf den Kopf etwa 2 $\frac{1}{3}$ Pfund kommen, ein Verhältniß, welches im ganzen Zollvereine, mit einer Einwohnerzahl von 28 bis 30 Millionen, gilt. — An Thee kommt in England jährlich 1 Pfund auf den Kopf, in Preußen nur $\frac{1}{4}$ Pfund. — 1836 wurden nach England 69 Millionen Eier eingeführt, und davon allein 55 aus Frankreich. — Man sieht hieraus, daß die Engländer den Zuckerorden, die Deutschen den Kaffeeorden verdient haben, während den Franzosen der Weinorden zufallen dürfte. Es wäre die Aufgabe eines geistreichen Mannes, den Zusammenhang zwischen diesen Nahrungsmitteln und dem Volkscharakter zu erklären.

Die Steinkohlen im Saarbrückchen.

Die Steinkohlen bilden bekanntlich einen Hauptreichthum Englands, indem sie sich in ungeheurer Masse, in großer Güte und an gelegenen Orten, z. B. in der Nähe von Metallagern, finden. Es mußte daher für die genannte Gegend in Preußen ein unberechenbarer Vortheil sein, daß man daselbst so reichhaltige Flöze fand, welche jährlich im Durchschnitt eine Ausbeute von 9 Million Centnern geben. Es liegen dort an manchen Stellen 164 verschiedene Lager übereinander, von denen 77 eine Mächtigkeit von mehr als 2 Fuß haben. Wenn jährlich die angegebene Menge gewonnen wird, so kann damit noch 90000 Jahre fortgefahren werden, ehe auf einem Gebiete von $8\frac{1}{10}$ □ Meilen der ganze Reichthum erschöpft ist. — Ueber die Entstehung der Steinkohlen und der mit ihnen ganz nahe verwandten Braunkohlen sind die Gelehrten noch nicht einig. Wenn sie sich jetzt noch fortwährend aus dem Niederschlage von Kohlenstoff bilden und man diese Bildung für alle vorhandenen Lager annimmt, so kann man nach dem berühmten Chemiker Liebig daraus schließen, daß die Erde über 1 Million Jahre alt sein muß. Indes hat wohl früher ein viel stärkerer Niederschlag von Kohlenstoff, als jetzt, aus der bei Weitem mehr kohlenstoffhaltigen Atmosphäre Statt gefunden.

Eine neue Sorte von Glas.

Professor Schönlein in Basel, bekannt als Erfinder der Schießbaumwolle, soll jetzt ein Verfahren entdeckt haben, wodurch Papiermasché durchsichtig wie Glas wird, so daß man daraus Fensterseiben, Flaschen u. s. w. fertigen kann. Sollte sich die Erfindung bewähren, so würde sie einen unberechenbaren Einfluß auf das Leben, besonders auf die Glasfabrikation ausüben. Es kommt freilich viel auf den Preis und andere Eigenschaften an. Wir hoffen im nächsten Hefte Näheres zu berichten.

III.

Unterhaltendes.

Das schöne Geschlecht.

Vielen unserer Leserinnen ist vielleicht der Wigbold Abraham a Santa Clara bekannt. Geboren den 4. Juni 1644 in Schwaben, darauf Augustiner-Barfüßermönch, eine Zeitlang auch Prediger in Wien, wo sich der Hof an seinen Wig-Predigten und Predigt-Wigen erfreute, starb er im Jahre 1709. Sein berühmtestes Werk, interessanter als 1000 andere, ist der satirisch (spottend) religiöse Roman: Judas der Erzhelm. Als Vorgesmack theilen wir folgende, an alle Schönen gerichtete Worte mit: „Freilich wohl seyend schön die güldenenen Haarlocken, aber nicht dauerhaft; mit der Zeit thut sich der alte Kopf mausern wie eine Bruthenne; freylich wohl seyend schön die schwarzen Augen, aber nicht beständig, mit der Zeit werden sie rinnend und roth, wie sie die cyprantischen Tauben haben. Freylich wohl seyend schön die rothen Wangen, aber nicht beständig; mit der Zeit werden sie einfallen, wie ein ausgepiffener Dudelsack; freylich wohl schön ist eine weiße und gleichsam alabasterne Nase, aber nicht beständig; mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, worinnen stets feuchtes Wetter anzutreffen.“

Der Schaafskopf.

Ginst — so erzählt man — hielt in Pommern der Prinz August als Oberbefehlshaber der preussischen Artillerie ein Manöver ab. Wenn er durch die Reihen ritt oder ging, pflegte er wol auch bei diesem oder jenem Kanonier einige Augenblicke stehen zu bleiben, um nach dienstlichen Kenntnissen zu fragen. So legte er auch diesmal einem Gemeinen eine sehr einfache und leichte Frage nach irgend einem Gegenstande vor, welchen dieser als nur einigermaßen „richtiger Kerl“ hätte beantworten müssen. Indessen er konnte sie nicht beantworten. Der Prinz meinte, daß der Mann wol durch die Nähe seiner Person verduzt sei und sich nicht fassen könne; um ihm Muth und Fassung zu geben, sagte er zu ihm: Mein Sohn, denke dir einmal, Dein Kamerad oder Nebenmann N. N. stände vor Dir und fragte Dich darnach, was würdest Du Dem wol antworten? Der Kanonier antwortete und sprach: „Du Schaafskopf, das geht Dich einen Dreck an.“

Die geographische Sau.

In dem Wirthshause einer österreichischen Stadt waren zwei Herren. Auf Stühlen sitzend, welche etwa einen Zwischenraum von vier Fuß ließen, unterhielten sie sich mit einander. In dem Zimmer war ein Dritter anwesend, welcher auf und abging, und zwar wiederholt zwischen den zwei Herren hindurch. Das verdroß den Einen. Er fing immer lebhafter und lebhafter an mit dem andern zu sprechen, so daß der auf und abschreitende Dritte seine Aufmerksamkeit auf das Gespräch richten mußte und auch die andern zahlreichen Gäste mit lautloser Spannung zuhörten. Der Sprecher hatte das Thema von den beiden Städten Semlin und Belgrad und suchte seinem Freunde die Lage derselben an dem dazwischen durchfließenden Flusse deutlich zu machen. „Denken Sie sich — fuhr er fort — da, wo Sie sitzen, liegt Semlin und hier, wo ich sitze, liegt Belgrad. Sehen Sie, zwischen uns beiden geht schon seit langer Zeit die Sau hindurch.“ Fortan ging die Sau nicht mehr zwischen Semlin und Belgrad hindurch, sondern unter allgemeinem Gelächter zur Thür hinaus.

Räthsel.

Welches ist der höflichste Fisch?
Was ist am Kalbskopfe das Beste?

Eine Ueberraschung.

Von dem berühmten Tonsetzer Haydn erzählt die Pictorial Times (eine englische Zeitschrift) Nachstehendes: Eines Morgens trat ein gutgekleideter kleiner Herr in den Laden Howell's, eines Musikalienhändlers zu Bristol (in England), und wünschte einige Pianoforte-Musik zu sehen. Howell legte ihm einige neuerdings erschienene Sonaten von Haydn vor; der Fremde blätterte sie durch und sagte: „Die mag ich nicht; sie gefallen mir nicht.“ Der Musikhändler erwiderte: „Aber sie sind ja von Haydn, mein Herr.“ — „Ganz gut, aber ich möchte etwas Besseres haben.“ „Etwas Besseres!“ rief Howell unwillig aus, „nun damit kann ich leider nicht aufwarten, Ihr gehorsamster Diener.“ Und dabei kehrte er dem kleinen Manne den Rücken, um zu gehen, als dieser ihm sagte, daß er selbst Haydn sei. Howell, außer sich vor Freude, den großen Komponisten leibhaftig zu sehen, fiel ihm ohne Weiteres um den Hals, und Haydn fühlte sich durch eine so enthusiastische

Verehrung dergestalt geschmelzelt, daß beide von Stund an die vertrautesten Freunde wurden.

Neujahreswunsch

an

Madame A.....

Töchter, welche statt zu stricken
Und das Spinnerath zu drehn
Jedem Wind-Galan zunicke,
Tändelnd an dem Fenster stehn;

Welche jeder rothe Kragen
Mit dem dritten Himmel eint,
Und um Geld den Papa plagen,
Daß er bittere Thränen weint;

Schwieger söhne, die mit Schulden
Groß wie flotte Bursche thun,
Und anstatt auf baaren Gulden
Auf den Pumphregistern ruhn,

Welchen zum verfluchten Erbe
Von so manchem schönen Kind
Hundert schwere Heirathskörbe
Schon zu Theil geworden sind;

Und aus Aerger Gallensieber,
Gelbsucht bis die Grabnacht tagt,
Also daß an jeder Fieber
Just die ganze Hölle nagt;

Und in allen Gliedern Zucken,
Lebersiche, Brennen, Sicht,
Mägenkrämpfe, Ziehen, Zucken:
Dies, Dies wünsch' ich Ihnen — nicht.

— n.

Abgang und Ankunft der Dampfwagenzüge in Halle.

Abgang.

Morgens	7	Uhr	nach	Magdeburg (Berlin ic.).
*	—	7	—	Leipzig.
*	—	7 $\frac{1}{2}$	—	Eisenach.
*	—	8 $\frac{1}{2}$	—	Magdeburg.
	—	8 $\frac{3}{4}$	—	Leipzig.
	—	9	—	Eisenach.
Mittag	11 $\frac{1}{2}$	—	—	Magdeburg (Berlin ic.).
*	—	11 $\frac{1}{2}$	—	Leipzig.
Nachmittag	2	—	—	Leipzig.
	—	2 $\frac{1}{4}$	—	Eisenach.
Abends	5 $\frac{3}{4}$	—	—	Magdeburg (Wittenberg).
	—	6 $\frac{1}{2}$	—	Leipzig.
	—	7	—	Weimar.
*	—	7	—	Göthen.
*	—	9	—	Leipzig.

Ankunft.

Morgens	7	Uhr	von	Leipzig.
*	—	7	—	Göthen.
*	—	8 $\frac{1}{2}$	—	Leipzig.
	—	8 $\frac{3}{4}$	—	Magdeburg ic.
*	—	8 $\frac{3}{4}$	—	Weimar.
	—	11	—	Weimar.
Mittag	11 $\frac{1}{2}$	—	—	Leipzig.
*	—	11 $\frac{1}{2}$	—	Magdeburg.
Nachmittag	2	—	—	Magdeburg ic.
	—	4 $\frac{1}{4}$	—	Eisenach.
Abends	5 $\frac{3}{4}$	—	—	Leipzig.
	—	6 $\frac{1}{2}$	—	Magdeburg ic.
*	—	7	—	Leipzig.
	—	8	—	Eisenach.
*	—	9	—	Göthen.

NB. Die mit * bezeichneten Züge sind Güterzüge mit Personen-Beförderung in der 2ten und 3ten Wagenklasse.

Inhalt.

	Seite.
Vorwort	1
Die Deffentlichkeit der Stadtverordnetenſitzungen	6
Ueber Landgemeinde = Ordnungen	13
Einige Worte über die Wichtigkeit der Bürgerverſammlungen	16
Ueber Einquartirung	23
Ueber Innungswesen	24
Unſere Heizvorrichtungen	28
Einige Mittheilungen über Gutta percha	31
Zur Schädellehre	34
Das Pferdeſleiſch	37
Reiche Privatleute	39
Die Trunksucht	40
Zucker-, Kaffe- und Theeverbrauch	40
Die Steinkohlen im Saarbrückſchen	41
Eine neue Sorte von Glas	41
Das ſchöne Geſchlecht	42
Der Schaafekopf	42
Die geographiſche Sau	43
Räthſel	43
Eine Ueberräſchung	43
Neujahreswunſch an Madame U.	44
Fahrplan	auf dem Umſchlag.



Das Bürgerblatt erſcheint monatlich und iſt der Pränumerationspreis für Halle und unmittelbare Abnehmer $7\frac{1}{2}$ Sgr. pro Vierteljahr.

Der Preis außerhalb Halle und im Buchhandel beträgt 1 Thlr. 10 Sgr. für den Jahrgang.

Inſerate zum Abdruck auf den Umſchlag werden von der Verlagsſhandlung angenommen und mit 1 Sgr. pro Zeile berechnet.

Ed. Heynemann,
Märkerſtraße No. 453.

Rep. 31

Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung
und zur Unterhaltung

für

Halle und Umgegend.

1848

mar.

